# ZUR ELSÄSSISCHEN LAGE UND FRAGE

BEITRÄGE ZUR LANDES- UND VOLKESKUNDE VON ELSASS-LOTHRINGEN. XXXVI.

# ZUR ELSÄSSISCHEN LAGE UND FRAGE

VON

Dr. PAUL GRÜNBERG

STRASSBURG
J. H. Ed. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1909

## *VORWORT.*

*Die vorliegenden Ausführungen «Zur elsässischen Lage und Frage» erschienen in der Hauptsache vor Jahresfrist in der «Täglichen Rundschau». Sie fanden damals freundliche Beachtung bei den im Elsaß zerstreuten, nicht eben zahlreichen Lesern dieses Blattes. In der elsaß-lothringischen Presse wurden sie — soll ich sagen, merkwürdigerweise? — mit keinem Wort erwähnt. Ich war darüber nicht böse, denn ich trug gerade kein Verlangen danach, in der Oeffentlichkeit wie andere «Pangermanisten» behandelt zu werden. Ebensowenig aber hatte ich eine Veranlassung, es abzulehnen, als auf Wunsch und Zuraten von Gesinnungsgenossen und durch das Entgegenkommen des Verlags sich mir Gelegenheit bot, meine Darlegungen (mit einem neuen Schluß) in Broschürenform einem weiteren oder wenigstens einem anderen Leserkreis zugänglich zu machen. Ich bin auch nicht der Meinung, daß in dieser Frage schon genug oder zuviel geschrieben sei und man sie besser ruhen lasse. Denn es ist eine Lebensfrage für das Elsaß, die ehrlich und nach allen Seiten durchgearbeitet und durchgekämpft werden muß. Mit Verschweigen, Vertuschen, Einschlafen- und Versumpfen-lassen ist der Sache nicht gedient. Man möge es auch nicht übel nehmen, daß es «zufällig» wieder ein protestantischer Theologe und evangelischer Geistlicher ist, der hier das Wort er-*

*greift. Ich achte es meinem Stand keineswegs zur Unehre, daß schon zu französischer Zeit nicht zum wenigsten protestantische Geistliche die Träger des deutschen Gedankens im Elsaß gewesen sind. Und wenn irgend jemand, scheint mir ein Pfarrer, der sein Volk kennt und liebt, berufen, in einer Frage mitzureden, die nicht bloß Sache der Berufspolitiker und Kulturhistoriker, sondern aller Volksfreunde ist.*

*Straßburg, den 27. März 1909.*

*DER VERFASSER.*

Im August 1906 erschien im Verlag von E. Ungleich in Leipzig unter dem Pseudonym H. Ewart ein Buch, betitelt «Hohentann. Ein deutsches Volksbuch aus dem Elsaß». Der Verfasser, ein Rheinländer von Geburt, hatte Ende der achtziger Jahre in Straßburg Theologie studiert und war in einem Vogesendorf ein Jahr Vikar gewesen bei einem alten, würdigen, geistvollen und glaubensstarken Pfarrer, dem er als dem «Gottesfreund aus dem Oberland» in seinem Buche ein schönes Denkmal gesetzt hat. Der junge Vikar hat sich fleißig bemüht, Land und Leute kennen zu lernen, hat dem Elsaß, dem wiedergewonnenen Reichsland, eine schwärmerische Liebe entgegengebracht und diese Liebe tief im Busen bewahrt. Nach Jahren betrat er den elsässischen Boden wieder. Was ihm das Herz schwer machte, war die Beobachtung, daß so manche junge Elsässer, die mit ihm deutsche Studenten gewesen, wieder halb verwelscht waren, daß das Deutschtum keinen entschiedenen Fortschritt gemacht hatte. Noch immer war vorhanden «dieser geheime und doch so spürbare Riß, der seit 1870 durch das elsässische Volk ging». Es drängte ihn, «ein Volksbuch zu schreiben, das die gesamten elsässischen Nöte und Kämpfe in einzelnen Bildern uns vorführt und in vaterländischer Sehnsucht und Mahnung zum Ausdruck bringt». Das aufrichtige Ringen und Werben um die Seele des Elsaß geht durch das ganze Buch hindurch, und schließlich trotz bitterer Enttäuschungen die Zuversicht, daß dieses Werben nicht vergeblich sein kann, daß Deutschland und das Elsaß sich finden müssen, wie der Vikar seine Louison findet.

Dieses Buch hat im Elsaß eine sehr wenig freundliche Aufnahme gefunden, soweit man es überhaupt beachtet hat. Leute, die dem Verfasser Modell gestanden, fühlten sich karrikiert und vergewaltigt. Man entdeckte in dem Buch deutschen Chauvinismus. Man fand es zum mindestens unnötig und unzart, an

die alte Wunde zu rühren und die delikate Frage: Wie stellen sich die Elsässer zum Deutschtum? in dieser Weise wieder aufzurühren. Wer im Elsaß lebt, wundert sich über diese Empfindlichkeit nicht. Jeder Straßburger Droschkenkutscher ärgert sich, wenn man ihn fragt: «Nun wie ist es? Sind Sie jetzt deutsch?» Es ist eigentlich niemand gern auf seine Gefühle und Stimmungen hin analysiert. Und wenn der Verfasser von «Hohentann» sich je eingebildet hätte, mit seinem Buch direkt auf die Elsässer zu wirken und Elsässer für das Deutschtum zu gewinnen, so wäre das allerdings eine Täuschung gewesen. Auch abgesehen von gewissen Härten und Uebertreibungen und von einer gewissen ätzenden Satire, die in dem Buch sich finden, wäre dieser Erfolg nicht zu erhoffen gewesen. Gerade die Aufnahme und Beurteilung dieses Buches im Elsaß hat es mir noch deutlicher zum Bewußtsein gebracht, daß in der «elsässischen Frage» auch ein sonst deutschfreundlicher und ganz loyaler Elsässer ganz anders empfindet als ein geborener Deutscher, ein in ganz deutscher Luft aufgewachsener «Altdeutscher». Man will hier nicht Objekt einer groben oder feineren, noch so wohlgemeinten «Germanisation» sein. An gewisse unbequeme Tatsachen historischer, politischer und psychologischer Art ist der Elsässer nicht gern erinnert. Wenn er sie auch kennt und anerkennt, will er sie sich und anderen nicht gern eingestehen. Und wenn er sie auch gelegentlich eingesteht, so ist er noch lange nicht entschlossen, solche Einsicht im öffentlichen, geselligen und häuslichen Leben entsprechend zu betätigen. Das menschliche Leben ist eben kein Produkt logischer Ueberlegung und Schlußfolge; es baut sich nicht auf wie ein mathematischer Satz, sondern ist ein Gewächs, das von den verschiedensten Einflüssen, Stimmungen, Neigungen, Rücksichten, Interessen und Gewohnheiten abhängig ist. Auch ich rechne deshalb zunächst nicht auf Beifall und Zustimmung der Elsässer und gedenke zunächst nicht, Elsässer zu belehren und zu bekehren, wenn ich mich «zur elsässischen Lage und Frage» äußere, vielmehr nur die Verständigung «unter uns» Deutschen über diese Lage und Frage zu fördern. «Hohentann» und sein Verfasser haben mir den Anstoß dazu gegeben. Meine Legitimation aber beruht darauf, daß ich über dreißig Jahre im Elsaß lebe, im Jahre 1880 als der erste Altdeutsche in den Kirchendienst von Elsaß-Lothringen getreten, in Stadt und Land tätig gewesen

und durch Verheiratung und Verwandtschaft im Lande heimisch geworden bin, auch in elsässischer Geschichte und Literatur mich einigermaßen umgesehen habe.

## I.

Die elsässische Lage und Frage kann natürlich nur im Zusammenhang mit der Geschichte des Landes begriffen werden. So scheint mir ein kurzer geschichtlicher Rückblick geboten. Das Elsaß ist seit der Mitte des fünften Jahrhunderts von deutschen Stämmen, Alemannen und Franken, die vom rechten Rheinufer kamen, besetzt. Darüber brauchen wir uns die Köpfe nicht zu zerbrechen, wie viele der eingesessenen Kelten und Gallo-Romanen im Lande geblieben und mit den Deutschen sich vermischt haben, und ob noch keltische Schädelformen, namentlich bei den Gebirgsbewohnern, sich finden, was man gelegentlich gegen den ausschließlich deutschen Charakter des Elsässers angeführt hat. Sicher ist, daß seit der Zeit, wo überhaupt deutsche und französische Nationalität, Kultur und Sprache sich scheiden, das heißt seit dem 9. Jahrhundert, bis ins 17. Jahrhundert, also fast ein Jahrtausend, ohne irgend eine Frage und einen Widerspruch, das Elsaß deutsch war und nichts anders. Seine ganze mittelalterliche Kultur ist die des deutschen Mittelalters. Von der Reformationszeit bis ins 17. Jahrhundert bildete das Elsaß einen Mittelpunkt deutschen Geisteslebens, deutscher Dichtung, Theologie und Wissenschaft in steter Beziehung und Wechselwirkung mit der gesamten deutschen Kultur. Daran ändert nichts die Tatsache, daß das politisch und national früher erstarkte und geeinte Frankreich schon im 14. und 15. Jahrhundert vereinzelte Anläufe machte, im Elsaß Fuß zu fassen. Das geschah nicht auf Grund irgend eines nationalen Anspruchs, sondern auf den einfachen Machttitel hin. Die Kämpfe der Reformationszeit gaben Frankreich Gelegenheit, in deutsche Verhältnisse sich einzumischen. Metz, Toul und Verdun wurden französisch, und Heinrich II. erschien vor Straßburgs Toren. Diese vereinzelten Vorstöße französischer Eroberungspolitik waren die Vorboten der entscheidenden Schläge, die Ludwig XIII. und Ludwig XIV. gegen das Elsaß unternahmen. Der westfälische Friede stellte große Teile des Elsasses unter die französische Oberhoheit, die

Raub- und Reunionskriege vollendeten das Werk, und 1681 wurde Straßburg «okkupiert». Das Elsaß war von dem damaligen Deutschen Reiche unter habsburgischer Leitung verlassen und kam unter französische Herrschaft, nicht gern und freiwillig, aber auch ohne allzu schmerzliches und energisches Widerstreben. Ja in ökonomischer und materieller Beziehung brachte die starke einheitliche Regierung und Verwaltung dem Lande offenbar manche Vorteile und Wohltaten.

Mit der Festsetzung der politischen Herrschaft Frankreichs im Elsaß begannen naturgemäß auch die Bestrebungen, französischen Geist im Elsaß zur Geltung zu bringen. Damit ging Hand in Hand das Bestreben, das Elsaß möglichst wieder katholisch zu machen. Ludwig XIV., der allerchristlichste König, stand im Dienst der Gegenreformation. Daß das Straßburger Münster 1681 dem katholischen Kultus zurückgegeben wurde und im Gefolge der Franzosen alsbald die Jesuiten in Straßburg eingezogen, ist von symptomatischer Bedeutung. Der elsässische protestantische Theologe Spener (er starb 1705 in Berlin) beklagte den Verlust Straßburgs besonders deshalb, weil er darin einen Vorstoß des mit Frankreich verbündeten Rom sah.

Immerhin war das Elsaß rechtlich nicht eigentlich französisches Gebiet, sondern nur gleichsam eine von Frankreich verwaltete fremde Provinz. Die Bestimmungen des westfälischen Friedens und sonstige Verträge schützten den elsässischen Protestantismus vor der Behandlung, die die Protestanten im eigentlichen Frankreich erfuhren, und sicherten den Fortbestand gewisser alter reichsständischer Sonderrechte. So erhielten sich insbesondere in Straßburg wesentlich die alten reichsstädtischen Einrichtungen. Die Universität bewahrte bis zu ihrer Auflösung in der Revolution ziemlich ihr deutsches und protestantisches Gepräge. Und als Goethe in Straßburg studierte, fühlte er sich entschieden, wenn auch innerhalb der französischen Staatsgrenzen, doch auf deutschem Boden, im «elsässischen Halbfrankreich», wie er sagt.

Dieser Zustand der Dinge wurde von Grund aus geändert durch die französische Revolution. Die französische Geschichte des Elsasses beginnt eigentlich erst mit der Revolution. Das Elsaß wurde nun wirklich französisches Territorium, und die Ideen der französischen Revolution (wenn auch zunächst im

Elsaß nicht ohne Widerstreben aufgenommen) bahnten die innere Verschmelzung die Elsasses mit Frankreich an. Die französischen Revolutionsmänner waren noch 1794 erstaunt und entrüstet, im Elsaß ein deutsches Volk zu finden, dem «welsch» als Schimpfname galt und der Deutsche als Landsmann, und beabsichtigten sogar, die deutschen Elsässer ins Innere von Frankreich zu versetzen. Die neuen Ideen «von der begeisternden Freiheit und lieblichen Gleichheit», mehr noch die tatsächliche Abschaffung lästiger feudaler und kirchlicher Rechte wurden als Wohltaten empfunden und als ein Fortschritt im Vergleich mit dem zurückgebliebenen Deutschlaud. Die deutschen Heere, die 1792 über den Rhein kamen, erschienen den Elsässern nicht als Befreier, sondern als die Wiederaufrichter und Helfershelfer der verhaßten legitimistischen, klerikalen und kleinstaatlichen Reaktion. Die Glorie des ersten Kaiserreichs, der Kriegsruhm seiner Söhne Rapp, Kleber u. a. unter den französischen Fahnen kam dazu, um Elsaß für Frankreich zu begeistern. Tatsache ist, daß 1814 und 1815 kaum eine Stimme im Elsaß sich erhob, um die Wiedervereinigung mit dem alten Mutterlande zu verlangen. So schnell hatten sich die Elsässer als französische Staatsbürger fühlen gelernt.

Im Bewußtsein des Durchschnittselsässers war 1870 (und ist noch heute) eigentlich nur die Erinnerung lebendig an die seit der Revolution, dem ersten Kaiserreich und unter den folgenden Regierungen mit Frankreich gemeinsam durchlebte Geschichte. Was dahinter oder davor lag, die ehemalige ruhmvolle deutsche Vergangenheit des Elsasses, war verblaßt, für die Menge wie ausgelöscht, und das um so mehr, weil die französische Regierung, Verwaltung und Schule im 19. Jahrhundert natürlich nichts getan hat, um d i e s e geschichtliche Erinnerung zu erhalten und zu pflegen. Es war also ein volkspsychologischer Rechenfehler, wenn man deutscherseits 1870 erwartete, daß die Bewohner der vor 200 Jahren geraubten Lande sich als verlorene und wiedergefundene Brüder fühlen müßten. Man überschätzt überhaupt leicht die Bedeutung geschichtlicher Beziehungen, namentlich weiter zurückliegender und nur literarisch zu vermittelnder Beziehungen für das Bewußtsein des Volkes. Der gewöhnliche Mensch lebt eben in der Gegenwart und nicht in der Vergangenheit, jedenfalls nicht in der längst entschwundenen Vergangenheit.

Wiewohl aber national und politisch seit 1815 ein definitiver Bund zwischen dem Elsaß und Frankreich geschlossen war und man sich nicht nur in sein Schicksal ergeben hatte, sondern im französischen Staatsverband im ganzen sich wohlfühlte (die gleichzeitigen Verhältnisse im alten «Deutschen Bund» waren ja auch nicht dazu angetan, das den Elsässern zu erschweren), die deutsche Eigenart in Sprache und Sitte, im Fühlen und Denken war durchaus noch nicht geschwunden, sondern reagierte immer noch gegen die zunehmende Verwelschung. Es war allerdings nur ein kleiner Kreis von Gelehrten, Denkern und Dichtern, die bewußt die Gemeinschaft mit dem deutschen Geistesleben pflegten, forderten und förderten, und es war schwer, gegen den Strom zu schwimmen, dessen Richtung durch die allgemein als definitiv angesehene Zugehörigkeit zu Frankreich vorgezeichnet schien.

August Stöber schrieb 1838 an den badischen Dichter August Schnezler: «Das Elsaß muß deutsch fortgebildet werden, wenn ihm irgend noch ein Heil erblühen soll. Wir wollen als Elsässer unsern deutschen Charakter behalten, und sollten die Welschen darüber des Teufels werden». Eduard Reuß erklärte in derselben Zeit: «Wir reden Deutsch, heißt ja nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserem Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus.» Ludwig Spach, dessen Leben ein tragisches Ringen darstellt gegen die zwitterhaften Verhältnisse, rief (c. 1840) aus: «Unser deutsches Christentum wenigstens sollen sie uns lassen.» Man dachte nicht daran, politisch zu revoltieren. Die Losung in diesen Kreisen war: Ein guter Franzose in politischer Beziehung, aber deutsch nach Geist, Sprache und Gemüt, gewissermaßen eine deutsche Seele in einem französischen Körper. Diese Losung trug eine auf die Dauer unerträgliche Spannung in sich, denn das geistige Leben strebt nach Einheit und Harmonie. Nur ganz vereinzelte wagten es damals, dieses Problem zu Ende zu denken, so Karl Hackenschmidt, der 1859, als anläßlich der Siege in Italien die französischen Fahnen vom Münsterturm wehten, in kühnem Jugendmut dichtete:

Ei so weht nur, welsche Fahnen!
Aus der Nacht entsteigt der Tag,
Wo empor der deutsche Adler
Sich erhebt mit mächt'gem Schlag.
Wo er schlägt die starken Klauen
In des Domes Felsenkleid
Und verkündet siegesjubelnd
Deutschlands neue Herrlichkeit!

Ein Gegensatz gegen die zunehmende Französierung des öffentlichen Lebens machte sich jedoch auch in weiteren Kreisen gelegentlich geltend. Evangelische und katholische Geistliche forderten Schonung und Bewahrung der deutschen Sprache in Kirche und Schule im religiösen und im pädagogischen Interesse, als in den fünfziger und sechziger Jahren das Deutsche planmäßig auch aus den Volksschulen verdrängt werden sollte. Eine Verordnung vom 29. März 1865 erklärte: «Der Gebrauch der deutschen Sprache ist nur als ein vorübergehendes, wenn auch unvermeidliches Mittel zu dulden, zum Zweck der Verständigung zwischen Lehrer und Schülern in der ersten Zeit des Unterrichts.» Von einer staatlichen Pflege der Zweisprachigkeit war also damals keine Rede.

In diesen schwierigen Zeiten klagten die einen, daß so viele Elsässer unter dem Druck von oben und von außen ihre elsässische Eigenart verleugneten und welsches Wesen nachäfften. Die andern, nach Lage der Dinge die konsequenteren, glaubten, daß das Heil allerdings nur in einem baldigen völligen Aufgehen im Franzosentum zu suchen sei, und daß man eine Generation opfern müsse, um aus einem unglücklichen Schwebe- und Zwitterzustand, den auch sie als solchen empfanden, herauszukommen.

Die Verbindung mit dem deutschen Geistesleben mußte unter diesen Umständen notgedrungen immer mehr verloren gehen. Die höheren Schulen waren im Verlauf der sechziger Jahre französische Schulen geworden. Die Elsässer waren mehr und mehr abgeschnitten von der Zufuhr deutscher Bildung. Schon während der großen deutschen klassischen Bildungsperiode eines Lessing, Goethe, Schiller, Kant, Schleiermacher waren sie von Deutschland politisch getrennt gewesen, doch geistig noch mehr mit ihm verbunden. Jetzt wurde es immer schwerer, mit Deutschland Fühlung zu unterhalten. Und doch war es anderseits selbst in mittleren und höheren Ständen nur

wenigen gegeben, sich ganz in die höhere französische Bildung einzuleben. So trat in breiten Schichten des Volkes ein Zustand geistiger Stagnation und Depression ein, der dadurch nicht besser wurde, daß man sich selbstgenügsam darüber hinwegsetzte. Das tat man umso leichter, weil wirtschaftlich und sozial sich dem Elsässer manche Gelegenheiten boten, gerade wegen seiner besonderen Gaben und Anlagen, im großen und reichen Frankreich sein Fortkommen zu finden in Handel, Gewerbe und Industrie, im Militär und im mittleren Beamtentum. Doch der Mensch lebt nicht von Brot und Geld allein.

Es ist wohl kaum eine Frage, daß der Prozeß der Französierung des Elsasses ohne die Ereignisse von 1870, in immer schnellerem Tempo fortschreitend, in einigen Jahrzehnten bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen gewesen wäre, zumal nun einmal der Deutsche dem Aufgehen in eine fremde Nationalität mehr geneigt ist als andere Völker. Man darf nicht etwa einwenden, daß das Elsaß doch zwei Jahrhunderte schon der Verwelschung widerstanden habe, denn die planmäßige und systematische Entdeutschung hatte doch eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten eingesetzt. In den oberen und mittleren Ständen, in den größeren und kleineren Städten war aber schon viel erreicht worden. Daß das Gepräge des Elsaß überhaupt 1870 schon ein ganz französisches gewesen, ist indessen viel zu viel gesagt. Für das Land trifft dies gar nicht zu, und in den Städten, von gewissen Bevölkerungskreisen abgesehen, war höchstens ein Firnis, noch kein in die Tiefe gehendes französisches Gepräge vorhanden.

D a k a m d a s J a h r 1870! Napoleon III. hatte keine besonderen Sympathien im Elsaß; die Grundstimmung war vielmehr demokratisch-republikanisch. Keineswegs mit Begeisterung und Siegeszuversicht wurde der Ausbruch des Krieges im Elsaß zunächst aufgenommen. Es gab viele bedenkliche Gemüter. Politisch sympathisiert mit Deutschland hat aber fast niemand. Wo einer es wagte, ist es ihm von seinen elsässischen Landsleuten übel vermerkt und bis heute nicht vergessen worden. Und als gar die ersten Schläge gefallen waren, da hat — und das ist kein schlechter Zug — das Unglück die Elsässer noch schneller und enger mit Frankreich verbunden, als bis dahin Wohlstand und Gloire. Und als die deutschen Granaten Straßburg in Brand setzten, da entfachten sie zugleich die Glut eines

französischen Patriotismus in der Stadt, und auch die französische Leichtgläubigkeit und Selbsttäuschung machte in den abenteuerlichsten Gerüchten und Erwartungen in Straßburg sich breit. Daß Straßburg wieder deutsch werden könnte, wagte noch niemand zu denken, geschweige zu sagen. Als aber Straßburg und Metz gefallen waren und allen französischen Siegesnachrichten zum Trotz die Deutschen beständig vorrückten, als Paris eingeschlossen und Bourbacki geschlagen war, als unzweifelhaft geworden, daß Deutschland den Frieden diktieren würde, da jubelten ganz wenige. Candidus dichtete: «Jetzt simmer ditsch für alle Zeit, von nun an bis in Ewigkeit.» Zweierlei Stimmung machte sich geltend: Der unbedingt blindleidenschaftliche Protest gegen jede Lostrennung von Frankreich, dann aber, erst ganz schüchtern, zunächst in protestantischen Kreisen, der elsässisch-partikularistische, praktisch-kluge Gedanke der «Autonomie». Elsaß sollte ein neutraler Staat werden etwa wie die Schweiz, oder doch nur in loser Verbindung mit Deutschland stehen. Solche Träume waren um so begreiflicher, weil ja auch auf deutscher Seite man darüber noch im unklaren war, was mit dem Elsaß geschehen sollte.

Nachdem der Frankfurter Friede geschlossen, Elsaß-Lothringen deutsches Reichsland geworden, 1872 in Straßburg eine deutsche Universität begründet war und die Elsässer zum deutschen Militärdienst herangezogen wurden, protestierten elsässische Abgeordnete feierlich auf der Nationalversammlung in Bordeaux dagegen, daß man ohne ihren Willen die Elsässer zu Deutschen gemacht, als ob je früher bei Eroberungen man die Zustimmung der Annektierten eingeholt hätte. Uebrigens durfte jeder, unter gewissen Bedingungen, für Frankreich optieren. Die ersten Reichstagswahlen fielen im Elsaß durchweg im Sinne des Protestes aus, der dann in der Reichstagssitzung vom 9. Februar 1874 etwas komödienhaft in Szene gesetzt wurde. Tausende von Familien wanderten nach Frankreich aus (viele sind später wiedergekommen). Die Losung jedes echten Elsässers war damals: Keine Gemeinschaft mit den «Schwowe» (Schwaben, wie die Deutschen genannt wurden), sich abschließen und zurückziehen, so viel wie immer möglich! Viele gute Straßburger, die vorher über die «Welschen» geschimpft und ihr Straßburger Deutsch ohne Scheu geredet hatten, entdeckten jetzt ihr französisches Herz, fingen an in der Familie und

draußen Französisch zu sprechen und lebten sich in einen antideutschen Chauvinismus hinein.

Wohlgemerkt, solches geschah doch fast nur in städtischen Kreisen. Das Landvolk, namentlich das protestantische Landvolk des Unterelsaß, verhielt sich viel gleichmütiger. Hohe Politik und Gefühlsmache ist ja überhaupt nicht des Bauern Sache. Wenn die Verwaltung ihn nicht schikaniert und die Steuern nicht zu hoch sind, läßt er es sich unter jeder Regierung gefallen. Höchstens empfand es der elsässische Bauer als einen Vorteil, jetzt Beamte zu haben, mit denen er doch Deutsch reden konnte. Nicht etwa, als ob der elsässische Bauer ein starkes deutsches Bewußtsein gehabt hätte oder gar deutschen Patriotismus, aber von sich aus hätte er der Einlebung in deutsche Verhältnisse keinen Widerstand entgegengesetzt. Auf dem Lande konnte in den achtziger Jahren ein Deutscher leben, ohne von der politisch-nationalen Spannung im Elsaß viel zu merken. Die Bauernschaft bildet gegenüber politischen Leidenschaften und nationalen Konflikten ein gewisses Schwergewicht von gar nicht zu unterschätzender Bedeutung für eine ruhige, stetige Entwicklung der Dinge. Aber die städtische Bevölkerung gibt nun einmal in nationalen und Kulturfragen, in der Presse und Literatur den Ton an und bestimmt wenigstens nach außen hin den Charakter des Landes, die öffentliche Meinung. Das Land kann und will nicht widersprechen. Hundert Bauern kommen gegen einen Schreiber und Schreier in der Stadt nicht auf. Und so war denn die Stimmung, die sich im Elsaß geltend machte, in den siebziger Jahren, aufs Ganze angesehen, durchaus antideutsch. Vermittelnde und versöhnliche Stimmen wagten sich kaum hervor. Sehr selten waren die Leute, die die Situation erfaßten und überschauten, wie jener (Pfarrer Schillinger?), der erklärte: «Bisher habe ich gesagt, wir müssen gute Franzosen werden; jetzt, so schwer es mir fällt, muß ich sagen: Wir müssen uns bemühen, gute Deutsche zu werden». Wie immer, werden wohl die vernünftigsten Leute zumeist geschwiegen haben. Diese «ruhig denkenden» Leute hört man aber eben nicht. Was man hörte und sah, Protest, Opposition, passiver Widerstand, unfreundliche Zurückhaltung, war für das Deutschtum wenig verheißungsvoll. Und die «Altdeutschen», die herüber kamen und nicht immer verständnis- und taktvoll auftraten, auch in der Geschichte und

Psychologie des Landes natürlich nicht immer besonders beschlagen waren, wurden in ihrer Begeisterung für die wiedergewonnenen Brüder stark abgekühlt. Sie erblickten in dem Verhalten der Elsässer lediglich Verstocktheit, Bosheit, Heuchelei und Unnatur und empfahlen oder wünschten wohl solchen «Franzosenköpfen» gegenüber energische «Maßregeln». Waren es dazu Norddeutsche und Ostelbier, so war ihnen in den Sitten und Gebräuchen des Landes erst recht manches anstößig, und wiederum ihre Sprache und ihr Gebaren für die Elsässer wenig anheimelnd. Als die «gnädige Frau» durch ihr Zimmermädchen den Schlosser bestellte, ließ dieser zurücksagen, der «gnädige Herr Schlosser» habe jetzt keine Zeit. Man darf aber den Abstand von Nord- und Süddeutschland in dieser Beziehung nicht überspannen; denn schließlich wurde unter den «Schwowe» doch kein Unterschied gemacht, und alles, was «von drüben» kam, wurde als fremder Eindringling empfunden. So etwa sah es in den siebziger Jahren im Elsaß aus.

## II.

Die Macht der Tatsachen, die Natur der Verhältnisse, die Bedürfnisse des Lebens haben inzwischen allmählich viel abgeschliffen, ausgeglichen, gemäßigt, abgekühlt. Man gewöhnt sich an alles. Und wie man sich an die Franzosen gewöhnt hatte, so gewöhnte man sich in drei Jahrzehnten auch an die Deutschen. Politisch sah man ein, daß mit dem bloßen und reinen Protest dem Lande auf die Dauer nicht gedient war, daß man sich auf den Boden der Tatsachen stellen und den Frankfurter Frieden «anerkennen» müsse, um in der Regierung, Verwaltung und Gesetzgebung mitsprechen und mitwirken zu können und die Interessen des Landes zu wahren und zu vertreten. Die Einführung einer selbständigen Regierung im Lande mit Statthalter, Ministerium und Landesausschuß im Jahre 1879 war das Resultat dieser Anbequemung an deutsche Verhältnisse. Industrielle und kommerzielle Verhältnisse schufen mannigfache Annäherungen und Verbindungen. Ausstellungen, Kongresse, Versammlungen, Tagungen aller Art führten das elsässische und deutsche Element zusammen. Nach und nach, wenn auch sehr zögernd und vorsichtig, schlossen

sich allerhand technische, gewerbliche, soziale, wissenschaftliche, künstlerische, humanitäre Gesellschaften und Vereine an die entsprechenden deutschen, westdeutschen oder süddeutschen Verbände an. Die protestantisch-kirchlichen Bestrebungen suchten naturgemäß ihren Rückhalt an dem deutschen Gesamtprotestantismus, seinen Verbänden, Organen, Vertretungen Tagungen. Doch ist bemerkenswert, wie lange Zeit man auch hier gebrauchte, um z. B. in der Gustav-Adolf-Sache und in der Organisation der inneren Mission den formellen und offiziellen Anschluß an die entsprechenden deutschen Organe zu suchen und zu finden. Der «Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen» hat im Elsaß das «deutsch» manchmal ausgelassen, jedenfalls nicht unterstrichen. Die Formel «deutsch-evangelisch» ist bis heute dem protestantischen Elsässer nichts weniger als geläufig. — Musik, Spiel, Gesang und Sport trugen auch das ihrige zu friedlicher Annäherung bei. Die Protokolle, Zirkulare, Berichte, Verhandlungen, Firmen und Schilder der Vereine und Geschäfte wurden allmählich mit wenigen Ausnahmen deutsch. Die Schulen sind deutsch. Viele Elsässer haben in Deutschland studiert. Viele haben deutsche Orden und Titel erhalten und angenommen. Die Mischehen zwischen Elsässern und Deutschen mehren sich auch in den besseren Familien und erregen viel weniger Aufsehen als früher; in mittleren und niederen Ständen sind sie längst keine Seltenheit mehr. Die Bauernsöhne dienen ohne Widerstreben und zeigen stolz ihre Militärbilder. Die Zahl der dem Militärdienst sich Entziehenden nimmt von Jahr zu Jahr ab. Es gibt sogar Reserveoffiziere in gut elsässischen Familien. Die Kriegervereine haben viele elsässische Mitglieder. Wir haben Elsässer als Beamte bis in die höchsten Behörden, mittlere Beamte genug und Unterbeamte sehr viel. Der Kaiser wird, wenn er kommt, festlich empfangen. Die Unversöhnlichen und Intransigenten sterben aus oder gehen mit ihren Kindern, die nicht Deutsche werden sollen, «ins bessere Jenseits» über die Vogesen.

So scheint alles im besten Zuge. Regierung, Landesausschuß, die offiziöse, offizielle und elsässische Presse (mit wenigen Ausnahmen) schienen wenigstens bis vor kurzem darin einig: «Die Germanisation nimmt ihren normalen Verlauf. Deutschland kann zufrieden und ruhig sein. Was noch fehlt,

wird sich schon machen. Nur nicht drängeln! Nur einige deutsche Chauvins sind mit der Lage der Dinge nicht zufrieden.»

Und doch (das ist meine Ueberzeugung), wer tiefer blickt, wer in der Lage ist, hinter die Kulissen zu schauen, wird einsehen und eingestehen müssen, daß die Verhältnisse noch keineswegs normal, gesund, befriedigend sind. Der «Riß» ist noch da und wird von vielen noch mit Recht schmerzlich empfunden. Und auch die, die ihn nicht schmerzlich empfinden, ja die ihn zu erhalten bemüht sind, leiden darunter, ja das ganze Kultur- und Geistesleben im Elsaß leidet darunter.

Zwar ist es eine durchaus unzutreffende Behauptung, ob sie nun bedauernd und anklagend von Deutschen oder frohlockend und triumphierend von Franzosen aufgestellt wird, daß die Germanisation, die innere Annäherung an Deutschland in den letzten 20 oder 30 Jahren überhaupt keine Fortschritte gemacht habe. Im Gegenteil hat sich in dieser Zeit viel zugunsten des Deutschtums verändert. Aeußerlich angesehen, haben wir ja überhaupt als Deutsche im Elsaß nichts zu riskieren. Der Protest war immer nur ein platonischer, ideeller. Ernstliche Schwierigkeiten materieller Art sind der deutschen Regierung und Verwaltung nie gemacht worden. Kein Putsch, keine Auflehnung, keine Steuer- und Gehorsamsverweigerung. Die öffentliche Ruhe und Ordnung ist nirgends gestört. Wenn man aber nicht nur auf den Körper, sondern auf die Seele sieht, auf das intime geistige Leben, auf die Ideen und Ideale, Stimmungen und Sympathien, so bleibt noch viel zu wünschen. Ein bedenklicher elsässischer Partikularismus widerstrebt noch zäh der inneren Verschmelzung mit dem deutschen Wesen und Geist. Ein deutsches Vaterlandsgefühl geht durchschnittlich dem Elsässer noch ab; deutscher Patriotismus findet hier noch keinen Resonanzboden. Der Elsässer ist nicht mehr Franzose und er weiß auch, daß er es nicht mehr sein kann, aber er will auch nicht eigentlich Deutscher sein. Er will keinen Revanchekrieg und hofft auf keinen, aber wenn ohne sein Zutun, durch irgendwelche Umstände, das Elsaß wieder französisch würde, es wären nicht allzuviel Elsässer da, die das als einen Nachteil oder gar als ein Unglück empfinden würden, ja viele würden sich in französische Verhältnisse schneller und leichter wieder einleben, als sie sich in die deutschen eingelebt haben.

Der Elsässer weiß zwar, daß das Elsaß im ganzen durch den Anschluß an Deutschland materiell und ökonomisch nicht geschädigt worden ist. Der Straßburger sieht ein, daß seine Stadt unter französischer Herrschaft sich nie so hätte entwickeln können. Man kann nicht leugnen, daß in bezug auf Schulen, Justiz, Post, Eisenbahn und andere Verwaltungszweige man entschieden gewonnen hat, wenn man auch die Vorteile und Fortschritte, die man dem Deutschtum verdankt, nicht gern ausdrücklich anerkennt, am allerwenigsten den Franzosen gegenüber. Und doch verhält sich der Durchschnittselsässer, namentlich der höheren und mittleren Schichten, dem Deutschtum und den Deutschen gegenüber, je nach Stellung und Temperament, in verschiedenen Abstufungen wohlwollend neutral, höflich reserviert, vorsichtig ausweichend, kühl ablehnend, direkt unfreundlich und verbissen. Manche Aeußerungen dieses «verkappten Protestes gegen das Deutschtum» darf man zwar nicht allzu ernst und tragisch nehmen. Es spielen allerlei mehr oder weniger harmlose Motive hinein, etwas kokette Sprödigkeit, Wichtigtuerei, Oppositionslust u. dergl. Es ist manchmal nicht so schlimm gemeint, wie es aussieht. Aber eine ernste Sache ist es doch, daß dieser unglückliche Zwischenzustand, dieser Mangel eines wirklichen großen vaterländischen Gedankens und Gefühls, dieser patriotische Indifferentismus und Skeptizismus, diese begeisterungslose nationale Blasiertheit eine Menge idealer Kräfte und Motive nicht aufkommen läßt oder ertötet und den Gesamtcharakter des Volks ungünstig beeinflußt.

Freilich kommt der Mensch nicht bloß als politisch-nationales, patriotisch-volklich fühlendes und sich betätigendes Wesen in Betracht und zur Geltung. Er hat Werte und Kräfte, die davon ganz oder teilweise unabhängig sind. Es kann jemand ein guter Familienvater, ein tüchtiger Arbeiter, ein zuverlässiger Geschäftsmann, ein hervorragender Künstler, ein gründlicher Gelehrter, ein guter Arzt und Ingenieur, ein verdientes Gemeinderatsmitglied, ein angenehmer Gesellschafter, ein liebenswürdiger, wohlwollender und wohltätiger Mensch, ein frommer Christ und vieles andere sein, und er kann dabei in nationaler, politischer und patriotischer Beziehung gleichgültig, eigensinnig, engherzig, unkonsequent und unzuverlässig sein. So wenig wir um des, kurzgesagt, nationalen Mankos willen jene trefflichen Eigenschaften, wo sie sich finden — und sie

finden sich reichlich im Elsaß —, verschweigen und verkennen dürfen, so wenig dürfen jene Eigenschaften uns übersehen und unterschätzen lassen, wo in nationaler Hinsicht es fehlt oder gefehlt wird. Die Stellung, die jemand zu der Nation, dem Volk und Staat, dem er angehört, einnimmt, ist zum mindesten eine wichtige Seite seines Wesens, für das Volksleben und den Volkscharakter von Bedeutung, nicht eine Privatsache, die niemand angeht. Zur wirklich harmonischen Ausgestaltung des öffentlichen und des privaten Lebens, der öffentlichen und der privaten Moral gehört Wahrheit und Klarheit auch in dieser Beziehung. Die Sache ist also doch damit nicht erledigt, wenn ein altdeutscher Freund, der gerade mit altdeutschen Brüdern üble Erfahrungen gemacht hat, mir schreibt: Ich habe alle aufrichtigen, tüchtigen, frommen Menschen gern, mögen sie deutsch oder welsch sein. Oder wenn gar ein Straßburger Töchterlein erklärte: Was tuts, ob einer etwas mehr oder weniger französich redet, wenn er nur nett ist!

Die eigentümliche Zwiespältigkeit der Verhältnisse wird grell beleuchtet durch die satirischen Dialekt-Dichtungen von Stoskopf. Es ist ja Sache des Lustspiels, menschliche Schwächen zu geißeln und komische Konflikte, die sich daraus ergeben, ans Licht zu stellen. Der «Herr Maire», der «Hoflieferant», die Helden der «Demonstration» sind ungemein ulkige Typen jener Leute, die es mit den Deutschen nicht verderben wollen und können, weil sie einmal da sind und die Macht haben, aber noch weniger mit den Franzosenfreunden. Man kann über die Naturwahrheit dieser Typen und die Situationskomik lachen. Bei näherem Zusehen muß man sich aber doch darüber wundern, daß die Elsässer selbst an diesem Spiegelbild ihrer Halbheit und Charakterlosigkeit so viel Freude haben, daß sie die Tragik nicht empfinden, die hinter dieser Komik liegt. Nirgends deuten diese Lustspiele an, wie diese Spannung gelöst werden soll und wir aus dieser Misère herauskommen. Das mag auch nicht Sache des Lustspiels sein, aber gewiß ist es Sache ernster Erwägung, weil das Leben doch nicht bloß ein Lustspiel ist. Da geht Fritz Lienhards «Zorn» und Ingrimm gegen welsche Unnatur und Zwitterhaftigkeit seiner Landsleute doch tiefer.

Der oberflächlichen Betrachtung, wie gesagt, kann es scheinen, als ob alles in bester Ordnung und das Verhält-

nis zwischen Eingeborenen und Eingewanderten ganz normal sei. Man kann ja allerdings als Deutscher im Elsaß jetzt sehr wohl leben. Offene Konflikte und direkte Feindseligkeiten kommen kaum noch vor. Aber eine stille und starke Unter- und Gegenströmung ist vorhanden, die zwei Ströme wollen sich noch nicht vermischen. Die nicht oder kaum je offen ausgesprochene, oft auch mehr unbewußte als bewußte Paróle vieler elsässischer Kreise ist eben doch immer noch die: Möglichst wenig mit den Deutschen und mit dem Deutschtum zu tun haben und möglichst unter sich bleiben! Und wenn auch zart und indirekt, läßt man den Deutschen immer noch fühlen, daß man ihn als einen Fremdling betrachtet, der von Rechts wegen hier nichts zu tun hat. «Ich habe die Deutschen ganz gern», sagte mir eine Dame, «aber in ihrem Land». Und anläßlich einer Preßerörterung über diese Frage schrieb eine Mitarbeiterin des «Elsässer»: «Man wird uns deutscherseits je weniger als Hindernis empfinden, je mehr man uns in Ruhe läßt». Das ist deutlich. Wir sehen hier ab von den oberelsässischen Fabrikanten- und Notabelnkreisen, die in ihrem privaten und familiären Leben sich grundsätzlich gegen das Deutschtum abschließen und ihr geistiges Zentrum in Frankreich haben (was um so merkwürdiger ist, als Mülhausen überhaupt nur 72 Jahre zu Frankreich gehört hat). Wir sehen auch von dem französischen Lothringen ab, wo es sich eben um eine wirklich französische Bevölkerung handelt. Aber auch in Straßburg und im Unterelsaß gibt es in den oberen und mittleren Schichten eine elsässische Gesellschaft, die exklusiv französisch oder doch elsässisch ist, ihre eignen Zirkel, Vereine, Lokale, Basare, Vorträge, Konzerte, Feste, Pensionen, Zeitungen hat. So kann es vorkommen, daß ein Franzose, der seine Verwandten in Straßburg besucht und nur in diesen Kreisen sich bewegt, in der Meinung fortgeht, daß bis auf die preußischen Pickelhauben und die deutschen Beamtenuniformen alles eigentlich noch wie früher gut französisch ist. Ja es ist vorgekommen, daß eine wirkliche Französin in diesen Kreisen so unfreundlich über die Deutschen sprechen hörte, daß sie erstaunt bemerkte, man sei hier noch französischer bezw. antideutscher, als in Frankreich selbst.

Im allgemeinen vermeiden es die Söhne besserer elsässischer Familien noch, in den eigentlichen und direkten Staatsdienst zu

treten. Daß es aktive deutsche Offiziere aus elsässischen Familien noch so gut wie gar nicht gibt (während in der französischen Offizierslaufbahn es viele Elsässer gab), hat noch besondere Gründe, ist aber doch bemerkenswert. Gerade in den freien Berufen der Aerzte, Apotheker, Notare, Rechtsanwälte, in den Kreisen der finanziellen, industriellen und kommerziellen Unternehmer und Angestellten wird die elsässisch-partikularistische Tradition mit Vorliebe gepflegt.

Viele kirchliche, humane, soziale, künstlerische, wissenschaftliche Bestrebungen leiden bis zur Stunde unter der Schwierigkeit, deutsche und elsässische Interessen zu vereinigen, Deutsche und Elsässer unter einen Hut zu bringen. Bei dem weiblichen Element ist dies noch schwieriger als bei dem männlichen. Straßburg hat etwa ein Drittel eingewanderte deutsche Bevölkerung, die am kirchlichen Leben sich durchschnittlich nicht weniger beteiligt als die einheimische. Jahrzehnte hat es trotzdem gedauert, bis die ersten Altdeutschen in den protestantischen Kirchenvertretungen Eingang fanden, die man auch jetzt dort noch mehr als ein nachgerade unvermeidliches Uebel denn als eine willkommene Erscheinung betrachtet. Und ein gewisser Ring Einheimischer ist noch im stillen bestrebt, das deutsche Element nicht überhand nehmen zu lassen. Ça se fait, mais ça ne se dit pas.

Eine jung-elsässische Schule pflegt eine spezifisch elsässische Kunst, Geschichte und Literatur, die ein über den Gegensatz von Franzosentum und Deutschtum erhabenes, bezw. beides vermittelndes Kulturgebilde darstellen soll, ersichtlich mit dem Bestreben, die von Frankreich beeinflußte und Frankreich zugekehrte Seite besonders zu erhalten und zu pflegen. Ganz vereinzelt sind Leute wie Fritz Lienhard, die den großdeutschen Zug und deutsche Heimatkunst pflegen. Die offiziell doppelsprachige, in Wirklichkeit fast ganz französische «Revue Alsacienne», ein sonst vornehmes und verdienstliches Blatt, ist bemüht, diesen geistigen Zwischen- und Schwebezustand zu erhalten und zu vertiefen, indem sie eine «Mischkultur» vertritt, die allein dem génie alsacien, dem sens alsacien, der Geschichte und den Verhältnissen des Elsasses entsprechen soll. Am liebsten möchte man die Elsässer zu einer besonderen Nation stempeln, die, über den Gegensatz von deutsch und französisch erhaben, französischen Chauvinismus ablehnt, gegen

deutschen Chauvinismus noch empfindlicher ist, vor allem aber die alte Liebe zu Frankreich nicht lassen will. Nun ist ja freilich die elsässische Kultur wie jede entwickelte Kultur europäischer Völker eine Mischkultur in dem Sinne, daß sie gewiß auch von außerdeutschen Elementen beeinflußt ist, wie die französische, die niederländische, die englische Kultur die gesamte deutsche Kultur beeinflußt haben, ganz abgesehen von der antiken Kultur. Ob das aber eine besondere elsässische Kultur begründet und den geistigen Zusammenschluß mit Deutschland und deutsches Nationalgefühl unmöglich oder überflüssig macht, das ist doch eine andere Frage. Diese Isolierung des elsässischen Geisteslebens ist vielmehr bedenklich und verhängnisvoll. «Das geistige Niveau der elsässischen Notabeln steht tiefer als das der entsprechenden deutschen und französischen Kreise,» so schrieb ein Elsässer. Und das ist nicht zu verwundern. So sehr sie auch die Beziehungen zu Frankreich und zur französischen Literatur, Politik und Bildung pflegen mögen, so ist ein völliges Eindringen in sie wegen ihrer im Grunde doch deutschen Schulbildung und der äußeren Verhältnisse doch nur sehr wenigen möglich. Anderseits behandeln dieselben Kreise deutsche Bildungs-, Geistes- und Kulturfragen, deutsche Literatur, Politik und Presse als etwas ihnen fernliegendes, das sie wenig oder nichts angeht. Sie glauben von deutscher Bildung genug an dem zu haben, was sie zwangsweise in der Schule einnehmen müssen. So kann eine gewisse Verflachung und Rückständigkeit nicht ausbleiben. Nur der innere und äußere Anschluß an ein großes Kulturzentrum kann normalerweise auf die Dauer das geistige Niveau auf der Höhe erhalten. Ja, freundliches Verständnis für die Bedeutung der deutschen Kultur findet man in letzter Zeit bei manchen Vollblutfranzosen mehr als bei Elsässern.

Auch die Pflege der elsässischen Dialektdichtung darf man nicht ohne weiteres als eine gewollte Annäherung an das Deutschtum und gleichsam eine indirekte Pflege deutscher Sprache und Sitte betrachten. Im Grunde dient sie mehr der partikularistischen Abschließung vom Deutschen, das man im Hochdeutschen verkörpert sieht. Wird doch von manchem Elsässer naiverweise das «Elsässisch» gleichsam als eine dritte Sprache neben Französisch und Deutsch betrachtet. Darum schlägt Artur Dinter an Stelle des jetzigen

«Elsässischen Theaters» ein deutsches Volkstheater vor, das im Freien, etwa am Fuße der Hohkönigsburg, deutsche Sage und Geschichte in hochdeutscher Sprache behandelte und so deutsche Art und deutsches Bewußtsein pflegte. Käme es zustande, so würde es von den Freunden und Gönnern des jetzigen elsässischen Theaters vermutlich am wenigsten besucht und unterstützt werden.

Die Verworrenheit unserer Verhältnisse spiegelt sich ab in der Sprachenfrage, die sehr kompliziert und «delikat» ist. Hier nur soviel: Die eigentliche Grund- und Volkssprache im ganzen Elsaß (mit Ausnahme weniger Dörfer im Steintal) und in einem großen Teil von Lothringen ist Deutsch, im Ober- und Mittel-Elsaß ein mehr alemannischer, im Unter-Elsaß und Lothringen mehr fränkischer Dialekt. Nur von diesem deutschen Sprachgebiet reden wir im folgenden. Für das Französisch sprechende Lothringen (etwa ein Viertel des Bezirks Lothringen) gelten natürlich andere Rücksichten und Forderungen. Das einzige, was in diesem wirklich fremdsprachigen Gebiet zu verlangen ist (entsprechend anderen fremdsprachigen Gebieten in Deutschland), ist das, daß durch die Schule und sonstige Veranstaltungen alle Einwohner neben ihrer wirklichen Muttersprache eine gewisse Kenntnis der deutschen Sprache erlangen, wie sie der Verkehr mit den Behörden im eigenen Interesse der Bevölkerung erwünscht macht. Von solchen Personen, die im öffentlichen Leben und in öffentlichen Aemtern wirken wollen, ist natürlich eine wirkliche Beherrschung der deutschen Sprache ebensogut zu verlangen, wie die französische Regierung und Verwaltung von den Deutsch redenden Elsässern im entsprechenden Fall die Kenntnis des Französischen erwartete. Von diesen Ausnahmeverhältnissen sehen wir also im folgenden ab.

Wir reden vom Elsaß. Jeder Elsässer (mit Ausnahme vielleicht von einigen in Frankreich erzogenen oberelsässischen Fabrikantentöchtern) versteht und spricht Deutsch, die Land- und Arbeiterbevölkerung und die kleinbürgerliche Bevölkerung versteht und spricht mit geringen Ausnahmen überhaupt nur Deutsch, so gut wie in der Pfalz oder in Baden. Von den 1200000 Einwohnern, welche das Elsaß hat, haben bei der letzten Volkszählung etwa 54000 das Französische als Muttersprache angegeben. Das Französische versteht, beherrscht und spricht

zurzeit noch lange nicht der zehnte Teil, selbst in Straßburg mit seinen 160 000 Einwohnern kaum der zehnte Teil. In dem Sinne kann also von einer Zweisprachigkeit und von einem Sprachengemisch keine Rede sein, als ob hier Deutsch und Französisch ungefähr im gleichen Verhältnis und mit gleichem Recht konkurrierten.

Die oben geschilderten geschichtlichen Verhältnisse haben es aber mit sich gebracht, daß einer von Haus aus Deutsch redenden Bevölkerung das Französische auf- und zum Teil eingepfropft ist in einem Umfange, wie es in keinem anderen deutschen Landesteil auch nur entfernt der Fall ist. Besonders sind es die einheimischen gebildeten, besitzenden und vornehmen Kreise, die das Französische mit großer Vorliebe gebrauchen, ja zum Teil nur Deutsch reden, wo sie eben Deutsch reden müssen. Solange das Elsaß zu Frankreich gehörte, war es auch durchaus natürlich und begreiflich, daß man in weiten Kreisen sich bemühte, das Französische sich anzueignen, ja es als die eigentlich vornehme Sprache betrachtete, denn es war die Staatssprache, die Sprache der Gerichte, der Verwaltung, der Armee, der hohen Schulen, des Handels, der Industrie usw. Die französische Sprache war ein notwendiges Mittel, in Frankreich sein Fortkommen zu suchen und an dem Leben der Nation teilzunehmen; es war wirklich die Sprache der gebildeten und herrschenden Klasse. Und wenn auch vor 1870 manche Tieferblickende die beginnende Zweisprachigkeit als ein Uebel empfanden, so war es doch damals in gewissem Sinne ein notwendiges Uebel. Was wir von den Polen im Deutschen Reich erwarten, daß sie möglichst Deutsch lernen, das konnte damals Frankreich von den Elsässern erwarten. Und wenn damals gut deutsche eingewanderte Familien, Pfälzer, Schwaben und andere, allmählich verwelschten, so war das zwar vom deutschen Standpunkt aus als ein Verlust zu bedauern, aber doch zu begreifen und zu entschuldigen.

Was nun aber viele Elsässer noch nicht einsehen oder zugeben wollen, ist das, daß diese Verhältnisse seit 1870 sich gänzlich verändert, ja ins Gegenteil verkehrt haben. Alle die Voraussetzungen, die vormals die besondere Pflege der französischen Sprache erklärlich machten, sind weggefallen, und umgekehrt sind Verhältnisse eingetreten, die die Pflege der deutschen Sprache als der einheitlichen Grund-, Umgangs-

und Volkssprache nicht nur ermöglichen, sondern als das Normale und Richtige fordern. Nur solange man die deutsche Besetzung als eine nur vorübergehende ansah (Départements Haut Rhin et Bas Rhin, momentanément appartenant à la Prusse, stand in den siebziger Jahren in einem in einer elsässischen Pension gebrauchten Geographiebuch zu lesen), so lange hatte es einen Sinn, an der alten Praxis festzuhalten und in dem alten Geleise sich fortzubewegen. Nachdem und soweit diese Erwartung hinfällig geworden, hat es keinen Sinn mehr, in einem von Haus aus Deutsch sprechenden Lande die Zweisprachigkeit künstlich zu unterhalten oder gar das Deutsche auf Kosten des Französischen zu vernachlässigen. Wir reden hier natürlich nicht davon, daß zu der Bildung, die in höheren Schulen gepflegt wird, im Elsaß so gut wie anderwärts eine gewisse Kenntnis der französischen Sprache und Literatur gehört und gehören soll, daß für den geschäftlichen Verkehr mit dem Ausland diese Sprache so notwendig ist wie etwa die englische, daß es außerordentlich angenehm ist, auf der Reise in Frankreich Französisch sprechen zu können, daß das Französische überhaupt eine schöne Sprache ist. Wir wissen ja, daß es, ganz abgesehen vom Elsaß, mehr Deutsche gibt, von unserem Kaiser an, die das Französische beherrschen, als Franzosen, die das Deutsche beherrschen (obwohl in dieser Beziehung seit 1870 in Frankreich ein großer Fortschritt geschehen ist), und wir sind stolz darauf, nicht nur auf «ein bischen Französisch». Die Frage ist nur, ob es erwünscht, vernünftig und zweckmäßig ist, daß in Familien, im geselligen Verkehr, in Geschäften und Bureaus, in Klubs und Vereinen, in Konzerten und Theatern, in Aufschriften und Inschriften, auf Prospekten, Rechnungen und Familiennachrichten, nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Land, nicht zwar von einer Mehrzahl der Bevölkerung (das verbietet sich von selbst), aber von einer Minderheit, die sich als geistig und gesellschaftlich tonangebend betrachtet, das Französische als mindestens gleichberechtigt, oder vielmehr als die eigentlich gebildete und feine Sprache behandelt und gepflegt wird. Selbstverständlich handelt es sich gar nicht um die äußere Berechtigung des Französischen im Elsaß und um einen Versuch, mit äußeren Mitteln diesen Gebrauch zu bekämpfen und zu verbieten. Selbstverständlich darf jeder nicht nur in seinen vier Wänden, sondern auch in seinem privaten Verkehr

sich der Sprache bedienen, die ihm beliebt, und das Französische muß in dieser Beziehung die Rechte aller andern Sprachen haben. Es handelt sich nur darum, die innere Berechtigung und Zweckmäßigkeit dieses elsässischen Gebrauchs zu untersuchen und ihn nötigenfalls von innen heraus zu bekämpfen und zu beseitigen.

Der Gebrauch der französischen Sprache statt der deutschen ist nun in vielen Fällen unter den gegebenen Verhältnissen als ganz natürlich und harmlos aufzufassen und — wohl manchmal, aber — durchaus nicht immer als eine bewußte und gewollte Demonstration gegen das Deutschtum aufzufassen. Bei einem Teil der älteren, jetzt absterbenden Generation ist es einfach Gewohnheit, wozu der Umstand kommt, daß viele ältere, sonst gebildete Personen, namentlich Damen, des Hochdeutschen tatsächlich nicht mächtig sind, vor Altdeutschen aber sich des Gebrauchs des Dialekts als nicht salonfähig schämen. In vielen Geschäften ist es einfach Geschäftsinteresse. Eine gewisse Kundschaft verlangt es, und der Kundschaft kann man nicht vorschreiben, welcher Sprache sie sich zu bedienen hat. Also müssen viele Geschäfte von ihren Angestellten eine gewisse Zweisprachigkeit verlangen. In manchen elsässischen Kreisen geniert man sich auch wohl einer vor dem andern, mit der alten Uebung zu brechen. Es wird ein gewisser gegenseitiger Druck ausgeübt. Von der scheinbar sehr einfachen Erwägung ausgehend, daß zwei Sprachen mehr wert seien als eine (wie zwei Lichter heller brennen als eins), glauben viele namentlich bei ihren Kindern die Zweisprachigkeit pflegen zu müssen, und weil die Kinder in der Schule Deutsch «sowieso» lernen wird zu Hause das Französische gepflegt, gleichsam zur Ergänzung. Bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung ist es aber ohne Zweifel ein tiefeingewurzeltes Vorurteil, das dem Deutschen zum Nachteil gereicht und dem Französischen zum Vorteil: Es gilt einfach für vornehmer und gebildeter, Französisch zu sprechen als Deutsch. Und wenn auch der Vater, der deutscher Student und Soldat war und nur oder fast nur Deutsch in seinem Beruf zu reden hat, zu Hause Deutsch reden wollte, die Mutter kann diese gewöhnliche Sprache, die die Dienstboten und Bauern sprechen, nicht dulden. Und wenn auch die Herren unter sich Deutsch bezw. Elsässisch reden, mit Damen, die etwas auf sich halten, muß

man jedenfalls Französisch reden. Es will doch keine weniger fein und gebildet sein als die andere.

Haken wir bei diesem letzteren Punkt ein! Gibt es noch irgend einen vernünftigen Grund, die Sprache Luthers, Goethes und Bismarcks für weniger fein, vornehm und gebildet zu halten, als die Französische? Hat sich wirklich irgend jemand irgendwo der deutschen Sprache zu schämen? Wird nicht das ganze Bildungsideal verschoben, wenn es schließlich darauf hinauskommt, gebildet sein heißt Französisch sprechen. «Bildungsschwindel» nennt das etwas scharf ein treuer Verfechter des Deutschtums in Elsaß-Lothringen. Liegt die Bildung darin, daß ich ungefähr dasselbe in zwei Sprachen sagen kann, oder nicht vielmehr darin, daß ich viele sachliche Anschauungen, Kenntnisse und Urteile habe? Wenn das Französischsprechen die Bildung ausmachte, so wären alle Franzosen gebildet. Und wenn es auf die Vielsprachigkeit ankäme, so wäre der gebildetste Mensch jener Wiener Portier, der elf Sprachen verstand. Daß es aber die Zweisprachigkeit an sich gar nicht ist, welche als Zeichen der Bildung geschätzt wird, sondern eben die Kenntnis des Französischen, beweist der Umstand, daß Englisch oder Italienisch keineswegs so geschätzt wird und eine Unkenntnis dieser Sprachen, ja eine mangelhafte Kenntnis des Deutschen neben dem Vollbesitz des Französischen gern verziehen wird.

Ein besonderer Uebelstand ist es, daß durch die Bervorzugung des Französischen in der gebildeten Konversation eine Kluft geschaffen wird zwischen Stadt und Land, zwischen den oberen und unteren Bevölkerungsschichten, die durchaus nicht erwünscht ist, weil sie die einheitliche sprachliche Durchbildung des Volkes aufhält. Was den aus dem Elsaß nach Altdeutschland Kommenden besonders wohltuend berührt, ist eben das, daß Hohe und Niedere eine Sprache sprechen, so gut wie in Frankreich. Der elsässische Bauer und Kleinbürger empfindet es freilich zurzeit noch nicht, welche Geringschätzung für ihn darin liegt, daß seine Sprache nur als Sprache der Ungebildeten geduldet und gewertet wird. Auch ihm sitzt es von früher her noch im Blute, die französische Sprache als die Blüte einer ihm leider nur nicht erreichbaren Bildung zu betrachten. Bei der Einführung eines evangelischen Pfarrers sprachen seine Anverwandten bei Tisch nur Französisch. Die

anwesenden bäuerlichen Gemeindevorsteher verstanden davon kein Wort. Aber ich bin überzeugt, sie waren nicht geärgert, sondern nur stolz darauf, in so gebildeter Gesellschaft sich zu befinden.

Die doppelsprachige Erziehung der Kinder in höheren Ständen kann natürlich den feineren Sprachsinn, das tiefere Eindringen in den Geist einer Sprache nur hindern. Die naturgemäße Folge ist, daß sie in keiner der beiden Sprachen wirklich heimisch sind, im Deutschen nicht mit den Deutschen, im Französischen nicht mit den Franzosen konkurrieren können. Die Menschen, die zwei Sprachen wirklich beherrschen, in zwei Sprachen leben und denken, sind eben Ausnahmen. Es gibt solche Menschen und gibt auch im Elsaß Stellungen, wo man sie brauchen kann. Aber als Bildungsnorm und Ideal die Zweisprachigkeit hinzustellen, ist ein Unding. Der Vorteil, den einige wenige davon haben, wird viel zu teuer erkauft mit dem Nachteil, den viele, der Durchschnitt, an wirklicher sprachlicher und geistiger Bildung erleiden. Welche suggestive Macht das Phantom der Zweisprachigkeit im Lande noch ausübt, und wie ganz wenige Leute den Mut finden, demselben entgegenzutreten, das beweist die krasse Tatsache, daß am 10. März 1908 alle Mitglieder des Landesausschusses, mit Ausnahme von drei, einem Antrag zustimmten, durch welchen die Regierung ersucht wurde, den französischen Unterricht in sämtlichen Volksschulen in Stadt und Land einzuführen. Natürlich wußten die meisten Abgeordneten, daß dieser Antrag für die Regierung unannehmbar, daß die geforderte Maßregel in dieser Gestalt auch an sich zurzeit gar nicht nötig und gar nicht durchführbar sei; aber es gilt für elsässisch und populär, so etwas zu verlangen.

Das Schwanken zwischen zwei Sprachen in der gebildet sein wollenden elsässischen Gesellschaft ist einerseits nur ein Symptom, zugleich aber auch ein fortwirkender Grund jener Zwitterhaftigkeit, dualité, Gespanntheit, die das Bildungsleben und auch die Charakterbildung nachteilig beeinflußt. Es bringt eine Unsicherheit und Ungemütlichkeit in den Verkehr zwischen Deutschen und Elsässern, befördert den elsässischen Partikularismus, hält den Zusammenschluß altdeutscher und altelsässischer Elemente in den gebildeten Schichten auf und erschwert den Elsässern das Eindringen und Einleben in deut-

sches Geistesleben, Literatur, Dichtung und Kultur. Es hat im Gefolge nicht nur eine Menge sprachlicher Albernheiten und Geschmacklosigkeiten in der französischen Schreibung und Aussprache urdeutscher Namen u. dgl., ein oft wunderliches Sprachengemenge, ein Elsässer-Französisch, über welches Deutsche und Franzosen spotten, Taktlosigkeiten und Unhöflichkeiten gegen Deutsche, wie sie eigentlich gar nicht französisch sind, sondern es schafft auch, was viel schlimmer ist, diese Zweizüngigkeit leicht eine gewisse Zweideutigkeit des Charakters oder wenigstens den bedenklichen Schein einer solchen. Der Notable, der Deputierte, der im Verkehr mit den Behörden und in deutscher Gesellschaft deutsch spricht, kommt in elsässischer, geschweige französischer Umgebung in Versuchung, das Deutsche und das Deutschtum mehr oder weniger als eine ihm fremde Sprache und Sache zu verleugnen. Diese Situation stellt an die Charakterstärke, Geradheit, Wahrhaftigkeit und Konsequenz in der Tat hohe Anforderungen. Der Elsässer Ludwig Schneegans schrieb: «Je älter ich werde, desto mehr wundre ich mich, wie dünn gesät die Leute sind, die den Mut einer persönlichen eigenen Meinung haben, und die sich stark genug fühlen, um sich über die Anklagen und Beschimpfungen ihrer Mitbürger zu erheben.» Die «ganzen Männer» sind in der Tat überall selten. An Charakterlosigkeit und schwächlichem Opportunismus fehlt es auch in Deutschland nicht. Aber im Elsaß kommt zu all den Schwierigkeiten und Versuchungen, die das Leben allenthalben mit sich bringt, noch dieser sprachlich-nationale Schwebezustand hinzu, der alles noch schwerer macht, als es sonst ist. Wie oft hat man im Elsaß die Empfindung einer «fausse situation», einer ungemütlichen, unklaren und unwahren Situation, geteilter Gefühle, widerstrebender Sympathien und Antipathien. Eine Straßburger studentische Verbindung, die schon vor 1870 bestand, feiert ihr 50jähriges Stiftungsfest. Deutsche Lieder erklingen, deutsche Reden werden gehalten, vom deutschen Studententum und Pflege deutscher Gesinnung ist viel die Rede. Der «Landesvater» fehlt nicht. «Wir reden Deutsch», an dieses Wort erinnert der treffliche Festredner. Wer aber die Zuhörerschaft und namentlich die Damen kennt, die Frauen und Töchter, Tanten und Basen, der weiß, daß viele mit Vorliebe eben nicht Deutsch reden, daß solche deutschen Töne ihnen von Haus aus etwas

ganz Ungewohntes sind. Sie lassen es sich gefallen, viele merken den Kontrast vielleicht gar nicht; aber gerade das ist das Unglück, daß der Sinn für die geistige und nationale Harmonie fehlt.

Es gibt viele tüchtige und vernünftige Elsässer, die mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, im praktischen Leben mit deutschen Behörden und Privaten zum Wohle des Landes zusammenarbeiten, auch für ihre Person durchaus keine Feinde des Deutschtums sind; aber sehr wenige, die offen und ehrlich, auch ihren elsässischen Landsleuten gegenüber, für deutsche Sprache und deutsches Wesen, für den inneren und rückhaltslosen Zusammenschluß mit Deutschland eintreten. Wir haben das nicht nur zu beklagen als eine für die Deutschen peinliche und unangenehme Sache — das wird auf die Elsässer natürlich wenig Eindruck machen —; wir haben zu zeigen, daß die Elsässer sich damit selbst schaden, daß es in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse liegt, aus dieser geistigen Isolierung und nationalen Zurückhaltung herauszukommen, daß der Partikularismus, den sie als einen Vorzug betrachten, eben kein Vorzug ist.

## III.

Wir müssen aber doch den Gründen nachgehen, welche die Entwicklung, die uns Altdeutschen so natürlich und selbstverständlich erscheint, die Bewegung «Los von Frankreich» und «Hin zu Deutschland» bisher aufgehalten und verzögert haben.

1) Zunächst hat der Elsässer beobachtet und erfahren, daß nicht alles, was aus Deutschland kam, besser war, als was man bisher kannte und hatte. In bezug auf die «sinnliche Kultur», Wohnung, Kleidung, Nahrung, Lebenshaltung und manche Lebensgewohnheiten fühlten sich die ehemaligen Franzosen den Deutschen vielfach überlegen. Das Kneipleben und die Vereinsmeierei, die gesellschaftliche Scheinrepräsentation, wie sie viele eingewanderte Familien mitbrachten, war den Straßburgern im allgemeinen fremd und unsympathisch. Der Kastengeist der höheren Stände war in Frankreich weniger ausgebildet, die Dienstboten und Arbeiter dort im allgemeinen besser bezahlt und nobler behandelt. Die Mensuren und Schmisse

der Studenten sahen die Elsässer nicht als einen wertvollen Import an. Kurz, man stieß sich, namentlich im Anfang, an manchen Eigentümlichkeiten, auch Aeußerlichkeiten und Kleinigkeiten, die in der Tat nicht zur Empfehlung des Deutschtums dienten.

2) Dann sprach gewaltig mit ein achtungswertes Gefühl der Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen das alte Vaterland, ja eine gewisse sentimentale Pietät, die, wenn man will, gerade ein Stück deutschen Gemüts verrät. Man muß auch die schweren inneren Kämpfe verstehen, die die Losreißung von einem Lande, dem man eben angefangen hatte, sich innerlich zu assimilieren, mit sich brachte. Man muß die schmerzlichen Umstände bedenken, unter denen sich diese Losreißung vollzog, die Schrecken des Krieges und der Belagerung. Wer 1870 auf französischer Seite stand, mitkämpfte und mitlitt, empfindet eben doch anders, als wer damals «die Wacht am Rhein» mitgesungen hat und die Siegesfeste mitfeierte. Die Deutschen haben es leichter, nobel zu sein und zu vergessen, als die, die damals Franzosen waren. Das alles, könnte man sagen, gilt aber doch nur für die ältere Generation, für die, die wirklich mit Bewußtsein Franzosen gewesen sind, nicht für die jetzt im besten Mannesalter stehende Generation, für die, die unter deutscher Herrschaft geboren oder doch aufgewachsen und erzogen sind. Unnatürlich erscheint es, daß gerade sie tatsächlich oft noch verbissenere «Franzosen» und Partikularisten sind als ihre Väter, ja daß oft die Söhne von denen, die vor 1870 das Deutschtum hochhielten, Franzosen oder Franzosenfreunde geworden sind. Die neue französische Zeitung «Journal d'Alsace Loraine», seit drei Jahren erst entstanden, ist ein Organ dieses sozusagen nachgeborenen, still verhaltenen, resignierten Protestes der Jungen. «Wir sind noch nicht am Ende unserer Leiden (nos peines)», schrieb sie beim Statthalterwechsel. Die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung sind verschiedene. Diese Generation, von 1860 bis 1880 etwa geboren, ist in der schwülen Protest- und Revancheluft der siebziger Jahre erzeugt oder aufgewachsen, und die Eindrücke der Kindheit und ersten Jugend wirken nach. Gewiß wirkt auch noch nach jene alte deutsche Hinneigung zu dem Fremden und Ausländischen aus Zeiten, da es in politischer und nationaler Beziehung noch keine Ehre war, ein Deutscher zu

heißen. Nur aus dieser echt deutschen Schwäche, sein Volkstum zu verleugnen, ist es zu erklären, daß die ärgsten Franzosenköpfe und Deutschenfresser gar nicht einmal immer Altelsässer gewesen sind und sind, sondern die Söhne vor 1870 eingewanderter Deutscher, wo nicht gar diese selbst. Die Art, wie gerade diese ihr Deutschtum verleugneten und noch verleugnen, gehört zu den für uns Deutsche beschämendsten Erscheinungen, und muß uns vorsichtig machen, den Elsässern zu schwere Vorwürfe zu machen.

3) Als auf ein Hindernis des Anschlusses wird von Elsässern immer wieder mit Vorliebe hingewiesen auf die minderwertigen und zweifelhaften «Elemente», die die deutsche Einwanderung ins Land brachte. Nun ist es ja an sich etwas Außergewöhnliches und nicht Normales, daß in einer Stadt oder in einem Lande ein großer Prozentsatz der Bevölkerung aus außerhalb gebürtigen Orts- und Landfremden besteht. Die «Hergeloffenen», wie man in Saarbrücken sagte, sind von der eingeborenen und bodenständigen Bevölkerung stets etwas mißtrauisch angesehen, auch wo kein nationaler Gegensatz vorliegt. Es ist auch zuzugeben, daß die Verhältnisse von 1870 manche abenteuerlichen und unsoliden Elemente ins Land brachten, die dem deutschen Namen keine Ehre machten. Manche materiellen und ideellen Enttäuschungen mögen sie gutgesinnten Elsässern bereitet haben. Trotzdem hat nachgerade diese Redensart von den «schlechten Elementen» ihre Berechtigung verloren. Sie sind längst ausgemerzt und unmöglich geworden. Das Gros der Eingewanderten sind jetzt nicht schädliche Parasiten, sondern dem Durchschnitt der Eingeborenen an Leistung und Tüchtigkeit durchaus ebenbürtig. Ja viele haben sich um das Land hervorragende, im einzelnen oft auch dankbar anerkannte Verdienste auf den verschiedensten Gebieten erworben.

4) Ein nicht zu unterschätzendes Hindernis der inneren Annäherung war und ist die beim Elsässer meist stark ausgeprägte republikanisch-demokratische Gesinnung, die zumal dem norddeutschen Feudalkonservativen, aber überhaupt allem monarchisch-loyalen Fühlen gegenüber sich spröde verhält. Der frühere Zusammenhang mit Frankreich und die wechselnden Dynastien und Regierungen dieses Landes haben jene Anhänglichkeit an eine bestimmte

Dynastie dem Elsässer unmöglich, ja jede monarchische Staatsform ihm verdächtig gemacht. Was Preußen seinen Hohenzollern und Junkern verdankt, kann der Elsässer nicht nachfühlen und ermessen. Er ist geneigt, in der monarchischen Gesinnung nur einen rückständigen Byzantinismus zu sehen trotz vielfach vorhandener Hochachtung vor der Persönlichkeit des Kaisers. Er will demgegenüber seine freie Eigenart wahren. Er hat auch ein Recht dazu, sofern er sie betätigt innerhalb des deutschen Volks- und Reichsgedankens, und nicht in Ablehnung desselben.

5) Eine Schwierigkeit für die Verschmelzung des Elsasses mit Deutschland liegt auch in der Eigenschaft Deutschlands als eines Bundesstaates, womit ja auch die Schwierigkeit der staatsrechtlichen Gestaltung des Elsasses zusammenhängt. Ein Einheitsstaat wie Frankreich assimiliert sich neue Gebietsteile offenbar leichter. Die Einheit der Regierung und Verwaltung bringt es von selbst mit sich, daß die neuen Untertanen in den nationalen Gesamtbetrieb hineingezogen werden. Dem Elsässer stand früher ganz Frankreich offen, ja er mußte sich in der Regel nach Frankreich wenden, wenn er im öffentlichen Leben etwas werden wollte. Wie viel umständlicher gestaltet sich die Aufnahme und Eingliederung von Elsässern in preußische, bayerische, sächsische und andere Territorien, in irgendeinen öffentlichen Dienst, selbst in Handel, Verkehr und freie Stellungen! Wie klein ist tatsächlich bisher die Zahl der Elsässer, die in Altdeutschland ihre Heimat gefunden haben! Der sonderstaatliche deutsche Partikularismus, die Dezentralisation (die ja sonst manches Gute hat) stärkt indirekt auch den elsässischen Partikularismus. Ja, der Elsässer beruft sich gern darauf, daß er doch das Recht haben müsse, Elsässer zu sein, so gut wie der Württemberger usw. sein Sonderbewußtsein hat. Gewiß gönnen wir ihm das, wenn er dabei nur ebenso selbstverständlich sich zugleich als Deutscher fühlen wollte, wie der Bayer oder Sachse, und der «Elsässer» dem «Deutschen» sich nicht entgegenstellte, sondern einordnete.

6) Während der Familienbeziehungen der Elsässer nach Altdeutschland hin, die verbindend wirken könnten, noch wenige sind, verbinden umgekehrt noch viel tausend Fäden die Elsässer mit ihren Verwandten in Frankreich, die vor oder nach 70 sich dort niedergelassen haben. Das bringt einen

regen Verkehr zwischen Frankreich und dem Elsaß mit sich, und die Vettern von drüben helfen uns natürlich nicht germanisieren. Im Gegenteil sehen es die in Frankreich lebenden Elsässer vielfach als ihre Aufgabe an, hüben und drüben die Wunde offen zu halten, und gerade sie sind oft die ärgsten Chauvinisten. Sie unterhalten auch in Frankreich ein ganz falsches Bild von den Verhältnissen und Stimmungen hier zu Lande. Die Elsässer hier, die es besser wissen, lächeln wohl manchmal über ihre Tiraden, aber sie widersprechen ihnen selten oder nie und scheinen so stillschweigend ihren Anwälten und Vorkämpfern in Frankreich Recht zu geben.

7) Die Elsässer klagen auch gern die Mißgriffe der deutschen Regierung und Verwaltung an. Ja, noch vor kurzem wurde in einem elsässischen Blatt behauptet, die vexatorischen Maßnahmen gegen die Elsässer machten am meisten Propaganda für Frankreich und das Widerstreben der Elsässer sei nur eine natürliche Reaktion gegen den deutschen Chauvinismus. In der Tat sind Fehler gemacht worden. Der Paßzwang war ein solcher. Der «Diktaturparagraph» war unnötig und entbehrlich; seine schädliche Wirkung wurde aber geflissentlich übertrieben und seine Abschaffung hat in Wahrheit wenig geändert. Daß die Trikolore, die Marseillaise und die Vive la France-Rufe verboten waren, hat zu manchen kleinlichen Schikanen und zu guten und schlechten Witzen Anlaß gegeben; schließlich mußte man sich aber doch dagegen sicher stellen, daß ein Kaisereinzug oder ein patriotisches Fest durch solche Demonstrationen gestört würde. Eine ungeschickte und unangebrachte polizeiliche «Gesinnungsschnüffelei» mag vorgekommen sein. In Wirklichkeit liegen aber die Fehler der Regierung und Verwaltung eher auf einer ganz anderen Seite, nicht in falscher Schneidigkeit, sondern Schwäche, Konnivenz, Nachgiebigkeit, Ungleichmäßigkeit und Unkonsequenz, in einer Begünstigung des Strebertums, des Protektionswesens und der politischen Gesinnungslosigkeit. Man glaubte oft den widerhaarigsten Elementen am meisten schmeicheln zu müssen und wußte wirklich deutschgesinnte und zuverlässige Elemente nicht immer gebührend zu schätzen und nützen. Immerhin darf gerade bei solchen Anklagen nicht vergessen werden, wie schwierig die Verhältnisse für die Regierung waren.

8) Man hat oft den katholischen Klerus bezichtigt, daß

er der Hort des Franzosentums im Elsaß gewesen. Tatsache ist, daß 1870 die Katholiken und die Welschen besonders zusammenhielten und man in vielen katholischen Orten des Elsasses den Krieg als zugleich gegen den Protestantismus gerichtet ansah, ja die Protestanten bedrohte. Wenn man sich das aber so vorstellt, daß die Protestanten in ihrer Mehrzahl oder auch nur die protestantischen Pfarrer alle mehr oder weniger deutsch gesinnt seien, so ist das falsch. Die Protestanten wollten mindestens ebenso gute Franzosen sein wie die Katholiken. Unter den Protestlern waren hervorragende Protestanten. Aber das ist doch wahr, daß das Gefühl für den Zusammenhang mit dem deutschen Geistesleben doch gerade unter Protestanten vielfach lebendig geblieben war und von protestantischen Gelehrten und Theologen gepflegt wurde. Die Lutherbibel und die deutschen Kirchenlieder haben das Deutschtum erhalten helfen. Und das ist auch wahr, daß die Bildung des katholischen Klerus bis in die letzten Jahre eine ausgesprochen französische war, daß im katholischen Landvolk die deutschen Sympathien vermutlich geringer waren als unter dem protestantischen, ja daß im katholischen Elsaß an eine gewisse stille Interessengemeinschaft zwischen Frankreich und dem Katholizismus geglaubt wurde. Und das nicht mit Unrecht, wenn man an die Geschichte denkt. Denn die französische Invasion bedeutete seinerzeit eine Begünstigung und Stärkung des Katholizismus, und die deutsche Einwanderung seit 1870 brachte zunächst eher dem Protestantismus als dem Katholizismus eine Stärkung. Nun wird freilich zurzeit die katholische Kirche in Deutschland viel besser behandelt als in Frankreich. Und gegen die französische Kammer und Regierung wüten augenblicklich die elsässischen Klerikalen nicht minder als die französischen. Aber sie wissen dabei doch zu unterscheiden zwischen der gegenwärtigen französischen Politik und zwischen Frankreich. Frankreich bleibt eben einstweilen doch ein katholisches Land. Die Hoffnung und die Möglichkeit einer katholischen Reaktion und einer dem Klerikalismus gefügigen Regierung ist eben doch nicht ausgeschlossen. In Deutschland mag ultramontaner Einfluß noch so hoch steigen, das deutsche Volk und Reich mit seinem protestantischen Kaiser, der protestantischen Mehrheit seiner Bevölkerung und seiner mit dem Protestantismus innig verwachsenen Kultur steht doch in einem anderen und tieferen Gegen-

satz zu Rom als Frankreich. Man darf deshalb auch die Bedeutung einer übertriebenen Nachgiebigkeit gegen katholische Forderungen im Elsaß in ihrer nachteiligen Wirkung auf die Germanisation nicht zu hoch veranschlagen. Es liegt im römischen Katholizismus ein gewisses natürliches Widerstreben gegen deutschen Geist, ob man die Bischöfe und Priester verhätschelt oder nicht. Umgekehrt darf man sich aber auch davon nicht zu viel versprechen, wenn neuerdings, unter dem Einfluß politischer Konstellationen und des auch im Elsaß erwachenden selbständigen politischen Lebens, der elsässische Katholizismus dem deutschen Zentrum sich nähert, ja organisch sich mit ihm verbunden hat, wenn auch unter lautem Widerspruch und noch viel mehr stillem Widerstand vieler Katholiken, namentlich in Lothringen, die selbst um den Preis der Förderung ultramontaner Ziele eine Annäherung an Deutschland und ein Zusammengehen mit einer deutschen politischen Partei nicht wollen. Die Annäherung an Deutschland, welche auf dem Wege des Zentrums und deutscher Katholikentage sich vollzieht, können wir vom deutschen Standpunkt aus nur mit Vorbehalt begrüßen. Denn der Klerikalismus und Ultramontanismus als solche sind nicht national und deutsch, wenn es auch gut deutsch gesinnte Klerikale gibt. Der Anschluß ans Zentrum hat die Polen nicht germanisiert; es wird auch die Elsässer nicht germanisieren. Jedenfalls dürfen wir uns darauf nicht verlassen.

## IV.

Was ist nun zu tun? Zu machen ist da überhaupt nichts, sagen viele Elsässer. Man muß die Dinge sich ruhig entwickeln lassen. Es hat sich schon vieles gemacht. Das andere wird sich machen mit der Zeit, und die Zeit muß man abwarten. Gesinnungen, Stimmungen, Sympathien lassen sich nicht erzwingen. Am besten ist es, wenn man gar nicht davon redet. Gewiß läßt sich nichts erzwingen, und von einem Tag zum andern, und von einem Jahr zum anderen ist nicht viel zu machen. Gewiß muß man auch hier Geduld haben. Eine Wunde heilt am besten, je weniger man sie berührt. Und der Mann handelt verkehrt, der seine Rüben alle Tage herauszieht, um zu sehen, wie weit sie gewachsen sind, und

eben damit ihr Wachstum stört. Indessen, wenn wir nicht gerade solche Optimisten und Fatalisten sind, die der Ueberzeugung leben: was ist, ist vernünftig, und alles so gut, als es sein kann, und was kommen soll, kommt von selbst —, wenn wir dem menschlichen Geist und Willen etwas zutrauen, so müssen wir doch sagen: Es braucht zu allen guten Dingen nicht nur Zeit, sondern auch guten Willen. Eine Entwicklung kann verlangsamt oder beschleunigt werden, kann sich angenehmer oder schmerzlicher gestalten, je nachdem wir uns dazu stellen. Es kann doch manches geschehen; es kann jedenfalls manches verpfuscht und verfahren werden. Schließlich ist es uns ein geringer Trost, daß nach hundert oder mehr Jahren die Fragen und Schmerzen, die uns jetzt drücken, nicht mehr vorhanden sein werden; wir selbst oder unsere Kinder möchten und sollten doch auch etwas dazu tun und davon haben. Wir dürfen also die elsässische Frage nicht als ein noli me tangere betrachten, wie viele verlangen, manche aus guter Meinung, manche aus Bequemlichkeit, manche auch, um dabei im Stillen ihre besonderen Zwecke zu verfolgen.

Zunächst muß auf die geschichtlichen und gegebenen Verhältnisse Rücksicht genommen werden. Aber eben dazu bedarf es einer offenen und eingehenden Aussprache über die Vergangenheit und die wirkliche Lage. Diese Diskussion wollte auch ich durch meine Darlegungen fördern. Wir Deutsche wollen gern zugeben, daß Fehler von unserer Seite gemacht worden sind, ohne daß wir deshalb zuzugeben brauchten, daß nur oder auch nur vorwiegend unsere Fehler das ablehnende Verhalten vieler Elsässer begründen. Wir müssen die Gefühle der Elsässer schonen, dürfen aber dafür auch erwarten, daß unsere Gefühle einigermaßen geschont werden, denn die Rücksicht muß beiderseitig sein.

Ich begebe mich nicht gern auf das Gebiet der hohen Politik. Doch kann die Frage nicht ganz umgangen werden, wie wünschen und wie denken wir uns die Verfassung des Elsasses, die den deutschen und auch den wirklichen elsässischen Interessen entspricht. Daß der jetzige Zustand nur ein Provisorium ist, muß wohl zugegeben werden, wenn auch das Provisorische manchmal das Dauerhafteste ist. Eine starke Tendenz der elsässischen Politiker geht dahin, Elsaß-Lothringen zum autonomen deutschen Bundesstaat zu machen, der seine

Angelegenheiten ebenso selbständig verwaltet wie jeder andere Bundesstaat ohne Vormundschaft des Reiches. Die Elsässer wollen nicht länger von Berlin aus regiert sein. Die Elsässer wollen nicht länger Deutsche zweiter Klasse sein, wenn sie einmal Deutsche sein sollen. An sich ist das ein ganz berechtigter Wunsch. Seine Erfüllung wird aber durch einen Circulus vitiosus aufgehalten. Die Elsässer verlangen Unabhängigkeit und Selbstbestimmung (im Rahmen der Reichsverfassung und der Reichsgesetze). Das Reich verlangt Garantien nationaler Zuverlässigkeit. Die Elsässer erwidern: Wie könnt ihr von uns verlangen, daß wir Volldeutsche sind, solange ihr uns selbst nicht als solche behandelt. Hier muß man schließlich Stück für Stück von beiden Seiten sich entgegenkommen und Vertrauen gegen Vertrauen setzen. Aber abgesehen von den in der Zusammensetzung und in der Verfassung des Deutschen Reiches liegenden eigentümlichen staatsrechtlichen Schwierigkeiten, welche die Lösung der Frage sehr verwickelt gestalten, ein selbständiger Staat Elsaß-Lothringen, vielleicht gar eine Republik Elsaß-Lothringen mit parlamentarischer, auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhender Regierung, eigenem Heereskontingent und dergleichen, Elsaß in d i e s e m Sinn den Elsaß-Lothringern, würde zur Zeit nicht nur die deutschen Interessen, sondern vor allem die Kulturentwicklung Elsaß-Lothringens gefährden, würde das Elsaß einem beschränkten Partikularismus, einem spießbürgerlichen Cliquenwesen, einem kleinlichen Kantönlisgeist ausliefern, den Klerikalismus und die Sozialdemokratie stärken, den notwendigen geistigen Austausch und Kontakt mit Ganz-Deutschland erschweren und zu fortgesetzten unerquicklichen Reibereien zwischen dem altdeutschen und eingesessenen Element führen. In welche staatsrechtlichen Formen man also auch die künftige Verfassung des Reichslandes kleiden mag, eine Bürgschaft und Handhabe müßte vorhanden sein gegen eine partikularistische Rückläufigkeit, die dem Land und Volk selbst zum Schaden gereichen und die in ihm schlummernden Kräfte der Gesamtnation entziehen würde. Erfreulich ist ja im übrigen, daß nach langen Zeiten der politischen Gleichgültigkeit, eines fruchtlosen Protestes und eines oberflächlichen Opportunismus großzügiges politisches Leben im Elsaß erwacht in Wechselwirkung mit der politischen Arbeit in Deutschland, wenn das uns auch neben der Organisation der liberalen Partei

eine Stärkung der ultramontanen und sozialdemokratischen Agitation gebracht hat, und wenn auch hier wie anderwärts die politische Parteibildung ihre Nachteile mit sich bringt. Im übrigen hat gerade die politische Arbeit der liberalen Partei doch im Grunde erst kleine Kreise durchdrungen. Und was man vor Jahresfrist anläßlich der Gemeinderatswahlen gehört hat von einer «elsässischen Partei» in Mülhausen und von einer Partie indigène in Metz, ist kein ermutigendes Zeichen politischen Weitblicks.

Von selbst versteht sich, daß die Regierung und Verwaltung durch eine gerechte, weise und wohlwollende Fürsorge nicht zum wenigsten für die ökonomischen und sozialen Interessen (wofür der praktische Elsässer besonders empfänglich ist) Achtung und Vertrauen gewinnen muß. Kleinliche Mittel und Maßregelungen, die nur Verstimmung erzeugen, sind zu vermeiden. Ein Staat wie Deutschland muß Vertrauen in sein Recht, seine Stärke und seine Zukunft haben. Ein gewisses vornehmes Selbstbewußtsein imponiert mehr als ängstliche Empfindsamkeit. Im Ernst kann man auch der Regierung und Verwaltung des Landes während der letzten Jahre keine erheblichen und gegründeten Vorwürfe in dieser Beziehung machen. Sie hat getan, was sie konnte. Die Regierung kann eben nicht alles machen. Ueber etwaige Fehlgriffe im einzelnen haben jedenfalls diejenigen am wenigsten ein Recht sich zu beschweren, die selbst in kleinlicher und schikanöser Weise ihr Antideutschtum manifestieren. Verlangen kann vornehme Behandlung nur, wer selbst vornehm auftritt. Und wer z. B. nur daran zu nörgeln weiß, daß in die standesamtlichen Register eines deutschen Staates die Vornamen in deutscher Form eingetragen werden müssen, wenn eine solche vorhanden ist, ist nicht mehr ernst zu nehmen.

Daß unter Voraussetzung der Tüchtigkeit Elsässer bei Besetzung öffentlicher Aemter nicht zurückgesetzt werden dürfen, ist selbstverständlich. Aber daß sie offiziell vorgezogen werden, ist nicht nötig. Ja, im Prinzip ist die Unterscheidung der Bewerber in elsässische und deutsche (sofern nämlich unter den letzteren im Lande geborene, erzogene und ausgebildete zu verstehen sind) zu verwerfen. Dadurch wird der Graben immer wieder offengehalten. Landeskinder und Landesangehörige dürfen von Staats wegen grundsätzlich nicht

nach dem Stammbaum geschieden werden. Die Elsässer sollen nicht Deutsche zweiter Klasse, aber auch die Deutschen nicht Elsässer zweiter Klasse sein. Erwünscht ist der Eintritt der Elsässer in die höhere Beamtenschaft (in der mittleren und niederen hat er sich bereits vollzogen). Daß dabei die Regierung auf die «Gesinnung» sieht, ist begreiflich, denn sie verlangt von ihren höheren Beamten nicht nur berufliche Tüchtigkeit, sondern auch das Eintreten der Persönlichkeit für den nationalen und staatlichen Gedanken. Freilich ist man hier Täuschungen und Mißgriffen ausgesetzt. Denn die strebsamsten, gefügigsten und anpassungsfähigsten Charaktere sind nicht immer die selbständigsten und zuverlässigsten.

Eine hohe Aufgabe hat die Schule in Elsaß-Lothringen. Deutsche Bildung und Kultur ist mit der Schule eng verwachsen. Verständnisvolle Pflege der deutschen Sprache, Literatur, Dichtung, Geschichte (auch ohne aufdringliche germanisatorische Tendenz) kann seine Wirkung nicht verfehlen. Der ausschließlich deutsche Charakter der Volksschule ist als selbstverständlich festzuhalten. Einführung der Zweisprachigkeit in die Volksschule und in die Seminarbildung wäre ein Unsinn und Unfug, gegen den die Schulverwaltung ganz mit Recht sich bisher verwahrt hat, wo er ihr zugemutet wurde. Unsere Volksschullehrer sind wertvolle Stützen und Pfleger deutschen Geistes im Elsaß. Es ist kein schlechtes Zeichen für die Schulverwaltung und für die Lehrerbildungsanstalten, daß sie diesen Geist den Lehrern eingehaucht haben. Die geistige und soziale Hebung dieses Standes muß sich die Verwaltung auch ferner angelegen sein lassen und sich darin auch nicht durch ein gelegentlich vorkommendes überspanntes Selbstbewußtsein in Lehrerkreisen irremachen lassen. Die mittleren und die höheren Schulen werden mit Recht den schriftlichen und den mündlichen Gebrauch der französischen Sprache, den Verhältnissen des Landes entsprechend, in höherem Maße fördern und pflegen, als dies in Pommern oder Sachsen nötig und möglich ist, so gut wie man in Hamburg mehr Englisch treibt als in Bayern. Von der höheren Mädchenbildung nachher!

Zu begünstigen ist alles, was den Verkehr der Elsässer mit Altdeutschland befördert und Beziehungen nach dort herstellt, damit recht viele Elsässer Deutschland «kennen und schätzen» lernen. Der Elsässer soll «drüben» nicht

nur Kasernen und Behörden, sondern auch liebe Menschen kennen und haben. Daß die Elsässer möglichst veranlaßt werden, in «Deutschland» zu dienen, ist selbstverständlich. Der Besuch deutscher Schulen, Fachschulen und Universitäten soll den Elsässern möglichst erleichtert werden. Freilich darf man sich von der Wirkung dieses Studiums in Deutschland keine übertriebenen Vorstellungen machen. Mancher Elsässer hat deutsche Universitäten besucht, sich dort sehr wohl gefühlt, mit Deutschen auf das freundschaftlichste verkehrt, aber zurückgekehrt in seine heimische Atmosphäre erleidet er eine solche Umbildung und Rückbildung zum exklusiven Elsässertum, daß er seine deutschen Freunde nicht mehr kennt. Doch semper aliquid haeret. Jedenfalls wäre es manchem Stockelsässer gut, eine Reise à la Huret nach Deutschland zu machen. Und wenn man neuerdings französische Gymnasiasten nach Deutschland in Ferienkolonien verpflanzt, so würde das auch jungen Elsässern aus Colmar und Mülhausen nicht schaden.

Das Connubium, Heirat und Ehe, war von jeher ein wichtiges Mittel zur Verschmelzung verschiedener Völkerstämme. Das läßt sich nun nicht staatlich organisieren. Tatsache ist, daß bei solchen Verbindungen die Frau eine besondere Zähigkeit in der Geltendmachung ihrer Eigenart bewies. Das scheint auch im Elsaß zuzutreffen. In den verhältnismäßig seltenen Fällen, wo gebildete Elsässer deutsche Frauen heirateten, läßt sich fast immer die Rückwirkung auf den deutschen Ton des Familienlebens beobachten. Umgekehrt ist leider Tatsache, daß deutsche Männer, auch an sich deutschgebildete und deutschgesinnte Elsässer meist nicht die deutsche Grundrichtung der Erziehung durchzusetzen vermögen gegen einen andersgerichteten weiblichen Einfluß. In dieser Hinsicht kann man Merkwürdiges und für das starke Geschlecht nicht Schmeichelhaftes im Elsaß erleben. Daraus folgt, daß vom deutschen Standpunkt aus der Erziehung und Ausbildung der weiblichen Jugend eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen ist. Die vielfach in höheren Ständen noch übliche Unterbringung der heranwachsenden Mädchen in ausländische französische Pensionate, während Unterbringung in altdeutsche Familien oder Schulen verhältnismäßig selten ist, erschwert uns unsere nationale Aufgabe nicht wenig. Aber auch im Lande selbst haben wir noch sonst gute private höhere Mädchenschulen und

Internate, in denen die Mädchen kaum je von einem Hauch deutscher vaterländischer Begeisterung berührt werden, in denen z. B. der Kaisersgeburtstag sehr korrekt, aber ebenso kühl verläuft. Da können wir zunächst nichts anderes tun, als an das Verantwortlichkeitsgefühl und die Charakterstärke der Männer und Väter appellieren, die das zu ergänzen haben, was gerade den Frauen der gebildeten Stände infolge ihrer Schulbildung und Erziehung an nationalem Sinn und Verständnis so oft fehlt.

Aber nicht nur im Haus und in der Familie, auch im Beruf, im geselligen und öffentlichen Leben hat jeder wirklich deutsche und deutschfühlende Mann im Elsaß eine besondere Aufgabe und Verantwortlichkeit. Als am 8. August 1880 zur zehnjährigen Erinnerungsfeier der Schlacht bei Wörth im Fröschweiler Pfarrhaus eine Anzahl deutscher Männer versammelt waren und die Frage aufgeworfen wurde, wie das Elsaß am schnellsten germanisiert würde, sagte ein verdienter Schulmann (er weilt noch unter den Lebenden): Indem einfach jeder Deutsche an seiner Stelle seine Pflicht tut. Das ist gewiß das erste, was man von jedem Vertreter des Deutschtums gerade im Elsaß verlangen muß, daß er durch Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Pflichttreue an seiner Stelle dem deutschen Namen Ehre und keine Schande macht. Mag man dann auch nur sagen, wie das geschehen ist, «Voilà un Allemand, qui n'est pas mal», oder gar nur: Ein guter Mensch, nur schade, daß er ein Schwob ist. Diese Pflichterfüllung schließt aber nicht aus, sondern ein, daß ein jeder, der deutsch spricht, fühlt und denkt, in seinem Hause, im Verkehr, auf Reisen, im Geschäft, im öffentlichen Leben, ohne Ostentation und Aufdringlichkeit und ohne sich darüber in Diskussionen einzulassen, ganz selbstverständlich als deutsch sich gibt und bekennt und seine deutsche Sprache, Herkunft und Gesinnung nicht versteckt und verleugnet. Das ist keine nationale Tat, sondern einfach unter den gegebenen Verhältnissen nationaler Anstand und patriotische Pflicht. Das Gegenteil ist Schwäche und Unrecht. Dazu darf man vermuten und man macht auch manchmal die Erfahrung, daß der, der seine Sprache und sein Volkstum verleugnet, auch in andern Stücken nicht zuverlässig ist. Ueber deutsche Schwächen und Gebrechen, über Kaiser und Reich, über Regierung und Behörden mag

der Deutsche klagen und räsonnieren — es ist auch bei uns manches faul —, aber nur da, wo man kritisiert, nicht um das Deutschtum verächtlich zu machen und zu schwächen, nicht da, wo man ihm übel will, sondern wo man ihm wohl will und es nur läutern, heben, bessern möchte.

Als am 30. September 1781 Straßburg die Hundertjahrfeier seiner Vereinigung mit Frankreich beging, hielt «vor den versammelten Ständen des Vaterlandes in der evangelischen Hauptkirche auf hohen Befehl» Johann Lorenz Blessig die «Jubelrede» (wann wird man die Jubelfeier der Wiedervereinigung mit Deutschland in Straßburg feiern?). Wir scheiden, sagte der Redner, von Deutschland, doch nicht als erbitterte Feinde. Dankbar erinnern wir uns des Schutzes, der Freiheiten, der Rechte, der Kenntnisse, die es uns in vorigen Zeiten erteilet. Aber nun «bleiben wir für immer unter fränkischem Szepter und vermindern durch diesen Uebergang den Abstand beider nun so getrennten Nationen.» «Nennet mir die Stadt, worin zwei Völker von verschiedenem Bekenntnis und verschiedener Sprache so friedlich, so brüderlich wohnen als in unsern Mauern? Deutsche mit Franzosen, Franzosen mit Deutschen so innig verbunden. Hier ist Ost- und Westfranken glücklich vereinigt! Und der Mann von Gefühl wird mit Entzücken hinzusetzen: Hier sehe ich ein Bild dessen, was die ganze Menschenfamilie sein sollte.» In diesen Worten ist vielleicht zum ersten Mal deutlich ausgesprochen der Gedanke: Das Elsaß ist der Bindestrich zwischen Frankreich und Deutschland und sein Beruf ist es, den internationalen Weltfrieden anzubahnen. Ohne Zweifel war es ein schöner Gedanke, nachdem einmal das Elsaß von seinem Mutterlande getrennt war, gleichsam aus der Not eine Tugend zu machen und ihm diesen Beruf zuzusprechen. — Eben darin hat Adolf Stöber 1871 auch die fernere geschichtliche Aufgabe des Elsasses gesehen und den erregten Protestlern und Revanchepredigern zugerufen:

Was hilfts mit Groll die Wunden zu vergiften?
Ist der ein Christ, der mit verschworner Hand
Zerreißen will der Friedensschlüsse Schriften?
O Elsaß, Oberlins und Speners Land!
Zwei Völkern den Versöhnungsbund zu stiften,
Sei zwischen beiden du das Liebesband!

Denselben Gedanken hat dann August Schneegans in seiner Reichstagsrede vom 21. März 1879 gleichsam als kulturpolitisches Programm formuliert: Elsaß-Lothringen als Grenzland soll die Brücke sein zwischen Frankreich und Deutschland, hier sollen die beiden Völker und Kulturen sich die Hand reichen, Deutschtum und Franzosentum sich gleichsam vermählen. Das war von A. Schneegans durchaus ehrlich gemeint und ideal gedacht. Wir sehen nun zunächst davon ab, daß viele, die sich auf diese Brückentheorie berufen, allerdings eifrig bestrebt sind, die Brücke über die Vogesen zu schlagen, aber lange nicht so eifrig, den Rhein zu überbrücken. Aber die Theorie ist in dieser Form in sich selbst unklar und unhaltbar. Baden war vor 1870 deutsches Grenzland. Wer hat verlangt, daß in Karlsruhe und Freiburg eine halb französische Kultur gepflegt würde? Belfort und Nancy sind jetzt Grenzstädte, viel mehr als Straßburg und Colmar. Wer denkt in Belfort oder Nancy daran, sich um der «Grenze» willen sein Franzosentum beschränken und beschneiden zu lassen oder das Deutsche als Familiensprache einzuführen? Elsaß-Lothringen war Grenzland auch vor 1870. Aber gerade diejenigen Kreise, die jetzt für Grenz-, Misch- und Uebergangskultur plädieren, legten damals Wert darauf, ganze Franzosen zu werden und nur Franzosen zu sein. Das Spiel ist also ungleich und der deutsche Michel soll die Kosten zahlen[1].

---

[1] Spieser beleuchtet (Elsaß-Lothringen als deutscher Bundesstaat 1908, S. 23 f.) das Brückenideal noch von einer andern Seite: «Wir haben im Elsaß schon eine solche Fülle von Brückenmaterial, daß wir es gar nicht alles verwenden können. Verwenden wir also das Vorhandene auch wirklich zu dem Zweck, zu dem es noch tauglich ist, aber hüten wir uns, neues Brückenmaterial zu schaffen, ehe das bereits vorhandene Verwendung gefunden hat. Aus noch unbehauenen Steinen kann man Brückenpfeiler und Gewölbbogen machen, man kann sie aber auch zum Bau eines Domes oder eines andern wertvollen Kunstwerkes zubereiten. Wenn sie aber einmal zu Brückensteinen und Gewölbstücken zugehauen sind, dann ist es zu spät, sie nachträglich noch zu etwas Edlerem zu bestimmen. Mögen die zu Brücken erzogenen Elsässer immerhin Brückendienste leisten, mögen aber andere es vorziehen, durch selbstständige eigene Kulturarbeit etwas zu schaffen, das sich lohnt, über die Brücke geführt zu werden. Das wären dann Kulturförderer ersten Ranges; die zum passiven Brückendienst erniedrigten dagegen Kulturträger zweiter Güte. Das Unglück des Elsaß ist nun, daß es die Wahl, ob einer Brücke oder Kunstwerk werden will, nicht

Und doch hat das Elsaß durch seine Geschichte und Lage den internationalen Beruf, das Einvernehmen der beiden großen Kulturnationen zu fördern, auf deren rückhaltsloser gegenseitiger Anerkennung nicht zum wenigsten der Friede und die Zukunft Europas beruht. Diese deutsch-französische Annäherung und Versöhnung wird aber eben nicht herbeigeführt werden durch elsässische Halbdeutsche und Halbfranzosen, die nach beiden Seiten hin ein Moment der Beunruhigung und der Mißbefriedigung darstellen, in Frankreich nationalistische und chauvinistische Hoffnungen und Wünsche unterhalten, in Deutschland ein volles Vertrauen zum Reichsland nicht aufkommen und so die elsaß-lothringische Frage nicht zur Ruhe kommen lassen. Diese Annäherung und Versöhnung wird vielmehr nur unter der Voraussetzung zustande kommen, daß das Elsaß seinen vollen und rückhaltslosen Anschluß an das stammverwandte, durch eine jahrhundertelange Geschichte mit ihm verbundene Deutschland vollzieht und dann als ein integrierender Teil Deutschlands das Werk des Friedens und der Versöhnung betreibt zwischen Deutschland, seinem eigentlichen Mutterland, und Frankreich, dem es viel verdankt, das es nicht als Feindesland ansehen kann, das den deutschen Sproß freilich gezwungenerweise, aber durch ein Gericht der Geschichte aus seinem Verband entlassen hat. Die Losung der Elsässer, die die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihres Landes verstehen, muß sein: «Unsere Väter sind Deutsche gewesen; wir sind es (freilich ohne unser Zutun und gegen unseren Willen) wieder geworden und wir, zum mindesten unsere Kinder, sollen es ganz sein. Aber gerade als ehemalige Franzosen und nunmehrige Deutsche haben wir den ganz besonderen Beruf, unser altes und neues Vaterland zu versöhnen und dem verderblichen Streit ein Ende zu machen. Ein neuer Krieg wäre unter allen Umständen für uns das größte Unglück, und wir haben das größte Interesse daran,

frei läßt, sondern daß die öffentliche Meinung einen so ungeheuren Druck ausübt, daß ihm die allermeisten unterliegen.» Kurz gesagt, das Interesse der Vermittlung zweier Kulturen muß vernünftigerweise zurücktreten hinter der Schaffung eigener Kulturwerte, darf jedenfalls nicht auf Kosten der eigenen Kultur in den Vordergrund geschoben werden.

daß zwischen Deutschland und Frankreich Friede sei!» — Nur so kann die elsässische Frage gelöst werden, solange es ein Deutschland und ein Frankreich gibt.

## V.

Wie in einer rasch ablaufenden kinematographischen Vorstellung haben sich die im Elsaß noch vorhandenen widerspruchsvollen und unklaren Stimmungen, Wünsche und Strebungen in den Landesausschußverhandlungen vom 3. und 4. Februar 1909 dargestellt. Mit diesem Momentbild wollen wir unsere Betrachtungen, die sonst keineswegs auf Momenteindrücken beruhen, abschließen und gleichsam illustrieren. Wir wollen dabei den erregten und sensationellen Deklamationen und Zusammenstößen durchaus keine zu hohe Bedeutung beimessen und sie nicht all zu tragisch nehmen. Vieles wurde gesprochen pour la galerie, mehr theatralisch als politisch. Im Hause selbst erklärte ein Redner, daß die Ausbrüche des andern keineswegs typisch seien für die Stimmungen und die wirklichen Verhältnisse im Lande. Und das schroffe Mißtrauensvotum eines andern Redners gegen die Regierung war nach einem tonangebenden elsässischen Blatte «nicht ernst zu nehmen». Persönliche Gereiztheit hat auch eine Rolle gespielt und von Seiten der Regierung war nicht alles ganz glücklich angefaßt. Wenn man aber von den Reden Hauß, Blumenthal, Laugel, Wetterlé, Ricklin, Preiß auch noch so viel auf das Konto momentaner Erregung setzt, so bleibt es doch immerhin beachtens- und bedauernswert, daß solche Reden in einem deutschen Landesausschuß nicht nur gehalten, sondern mit viel «Heiterkeit», «Bravo» und «lebhafter Zustimmung» begleitet wurden, während die einzige Stimme aus dem Hause, die demgegenüber den ausgesprochen deutsch-elsässischen Standpunkt betonte, so kühl aufgenommen wurde, daß der «Nouvelliste» diese Tatsache mit Spott und Genugtuung konstatieren konnte.

Es war vor Beginn der Verhandlungen viel Zündstoff angesammelt, der eine Explosion befürchten ließ. Nicht nur, daß der elsässische «Kulturkampf» in Zeitungen und Broschüren nicht zur Ruhe kommen wollte,

weil der «verrückte» Spieser mit seinem bahnbrechenden Buch (Elsaß-Lothringen als deutscher Bundesstaat. Berlin 1908) eben doch anfing Schule zu machen (und er hätte voraussichtlich noch mehr Eindruck gemacht, wenn mehr Leute sein Buch selbst lesen und kennen würden und nicht nur das tendenziös entstellte Zerrbild desselben aus gegnerischen Blättern). Auch andere Vorkommnisse hatten die öffentliche Meinung, oder was sich dafür ausgibt, erregt.

Der neue Statthalter, Graf Wedel, dem von einheimischer Seite erst viel Weihrauch gestreut worden war wegen seines Verständnisses für die «Eigenart» des Landes, hatte sich erlaubt, am 10. Nov. 1908 bei einem Festmahl des oberelsässischen Bezirkstages in Colmar folgendes zu sagen: «Ihnen, meine Herren Bezirkstagsmitglieder, liegt es in erster Linie ob, dahin zu wirken, daß der Uebergangsprozeß möglichst beschleunigt werde. Dazu rechne ich auch in erster Linie nicht nur die rückhaltlose Anerkennung der gegebenen Verhältnisse, sondern auch die aufrichtige und treue Mitarbeit im Rahmen derselben. Betrachten Sie die Beamten nicht als Fremde, kommen Sie ihnen mit Vertrauen entgegen, leisten Sie ihnen vertrauensvolle Mitarbeit, dann werden Sie sie als Fleisch von Ihrem Fleisch erkennen und dem Wohle des Landes dienen. Sie werden dann auch in weiteren Kreisen das Vertrauen erwecken, dessen es bedarf, um die Verhältnisse zu konsolidieren und das Endziel Ihrer Wünsche sicher zu erreichen.» Hierob Trauer und Entrüstung wenigstens in gewissen elsässischen Blättern. Man sah in dieser Rede ein Mißtrauensvotum gegen das Land, die Anbahnung eines neuen scharfen Kurses; man witterte dahinter Aufhetzung von altdeutschen Elementen, die aus eigensüchtigen Zwecken das Land nicht zur Ruhe kommen lassen wollten. So platonisch und diplomatisch wie G. Wolf wollten die wenigsten die Rede des Statthalters ansehen: «Wo die Mahnung nicht nötig war, da konnte sie nicht verletzen; wo sie nötig war, da war sie gut.»

Oel ins Feuer goß dann im Dezember 1908 das Verbot einer französischen Theatervorstellung in Straßburg, welche von der Revue Alsacienne illustrée veranstaltet werden und deren Ertrag nach der ersten Erklärung zur Sammlung eines Fonds für weitere französische Vorstellungen, nachträglich für die Verunglückten in Süditalien bestimmt

sein sollte. Wir halten dieses Verbot für einen Fehler. Zwar zweifeln wir nicht im geringsten daran, daß diese Vorstellung wie die beabsichtigten weiteren zu dem planmäßigen und systematischen Vorstoß der Pflege französischer Sprache, Kultur und Sympathien im Elsaß gehörte, der neuerdings auf der ganzen Linie sich geltend macht und von Frankreich aus natürlich nicht nur gern gesehen, sondern auch privatim ermuntert wird. Gleichwohl hatte ein solches Verbot wenig Wert, weil man viele andere Veranstaltungen und Veröffentlichungen, die demselben Zweck dienen und viel wirksamer sind, polizeilich und gesetzlich doch weder verbieten noch verhindern kann und will. Man hätte sich also damit begnügen können, daß der Gegenstand der Vorstellung an sich keinen provokatorischen Charakter trug.

Die Klage über die angebliche Vergewaltigung der französischen Kultur und Sprache wurde nun aber erst recht laut, als Mitte Januar 1909 im Berliner Lokalanzeiger ein Interview erschien, welches ein Reporter dieses Blattes mit dem neuen Staatssekretär, Baron Zorn von Bulach, gehabt. Dieser Mann aus altelsässischem Geschlecht, der erste elsässische Staatssekretär, billigte ausdrücklich das Verbot und übernahm die Verantwortung dafür; er erklärte, daß noch Institutionen im Lande seien, die die Verschmelzung mit Deutschland aufzuhalten suchten, ja daß die französische Stimmung im Lande in letzter Zeit schärfer hervorgetreten. Das Französische im Elsaß bezeichnete er als einen Firnis, der naturgemäß mit der Zeit verschwinden werde. Im übrigen gehe er weder mit den «Pangermanisten», deren Tun er nicht verstehe, noch mit den «Panfranzosen», sondern gerade durch ohne Rücksicht nach rechts und links. — Die Veröffentlichung dieses Interviews rief große Aufregung in der elsässischen Presse hervor. Die klerikalen Blätter gingen mit dem Staatssekretär, dem Bruder des Weihbischofs, möglichst schonend um. Man sah in der Unterredung entweder eine unglückliche Entgleisung des harmlosen Ueberfallenen oder eine dem Staatssekretär durch altdeutsche Verdächtigungen und Quertreibereien abgenötigte Erklärung, oder gar eine zur Sicherung seiner Stellung von ihm bestellte Arbeit, oder man bezweifelte, wenigstens zum Schein, daß ein elsässischer Staatssekretär so etwas überhaupt gesagt haben könnte. Eine offizielle Erklärung, was denn eigentlich der Staatssekretür gesagt habe und was nicht, erfolgte

denn auch nicht, nur die Erklärung, daß der Staatssekretär für die Veröffentlichung in der vorliegenden Form die Verantwortung nicht übernehmen könne, und daß er jedenfalls nicht von «Schlichen» in der Politik seiner Landsleute gesprochen habe. «In Elsaß-Lothringen gibt es keine Schliche», erklärte dann auch stolz ein Redner. Bei aller hochherzigen Offenheit und entschieden deutschen Gesinnung, die der neue Staatssekretär bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hat, hat der Erfolg doch gezeigt, daß programmatische Erklärungen eines Mannes in seiner schwierigen Stellung entweder in unzweifelhaft authentischer Form oder besser gar nicht erfolgen.

Aber auch Freude erlebten die Freunde der Mischkultur. Die Revue alsacienne berief, ohne Zweifel als Gegenstoß gegen die verbotene Theatervorstellung, den Conférencier Emil Hinzelin aus Paris zu einem Vortrag über l'influence civilisatrice de la langue française (31. 1. 1909), der glücklicherweise nicht verboten wurde und in Wirklichkeit weiter nichts bewies, als daß das französische Volk eine wichtige Rolle in der Geschichte der Kultur gespielt hat, was niemand bezweifelt, und daß in französischer Sprache viel Schönes und Geistvolles gedichtet und gesagt worden ist, was man, wie die durchaus nicht pangermanistische «Bürgerzeitung» bemerkte, natürlich auch von anderen Sprachen und Literaturen nachweisen kann. Auf die Frage, auf die es eigentlich angekommen wäre, nämlich welche zivilisatorische Aufgabe gerade im Elsaß die französische Sprache auch fernerhin noch notwendig zu erfüllen habe, ging der Redner überhaupt nicht ein. Man tat aber so, als sei eine große Tat geschehen.

In Wirklichkeit mehr Genugtuung verschaffte dem halbfranzösischen Alt- und Jung-Elsaß ein Aufsatz von Professor Werner Wittich in Straßburg über «Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß», der in der Januar-Nummer der Revue alsacienne, eben in der kritischen Zeit, erschien. Ein richtiger Altdeutscher, ein geborener Hesse, führte hier «wissenschaftlich» folgendes aus: Nach geschichtlichen Gesetzen und Erfahrungen dürfe man bei einem annektierten «Fremdvolk» nicht damit anfangen, demselben die «Kultur» der Eroberer aufzudrängen. Man müsse sich zuerst damit begnügen, durch politische und staatliche Maßnahmen dafür zu sorgen, daß dasselbe in dem neuen Staatsverband sich einlebe und wohlfühle. Die

freilich wünschenswerte einheitliche Kultur und Sprache müsse man einer späteren Entwicklung überlassen. So müsse man auch den Elsässern ihre Doppelkultur lassen und zunächst mit der politischen Assimilation sich begnügen; alle verfrühten Germanisationsversuche hätten auch tatsächlich Fiasko gemacht.

Der Fehler dieser akademischen Konstruktion liegt vor allem darin, daß das Elsaß für Deutschland eben kein Fremdvolk gewesen ist, sondern nur ein dem Mutterland bis zu einem gewissen Grad entfremdetes Volk. Vielmehr hatten die Franzosen Recht, wenn sie noch bis in die sechziger Jahre das Elsaß und die Elsässer vielfach als einen Fremdkörper in ihrem Staat empfanden. Ferner überschätzt dann Wittich den Einschlag der französischen Kultur im Elsaß, indem er das Elsaß einfach gleichsetzt mit gewissen französischen Schichten desselben. Eben auch nur für gewisse Schichten gilt, daß die Germanisation oder vielmehr die Entwelschung nicht die gewünschten Fortschritte gemacht hat. Endlich ist doch nicht einzusehen, weshalb die auf Herbeiführung einer einheitlich deutschen Kultur im Elsaß gerichteten Bestrebungen mit der politischen Assimilation nicht Hand in Hand gehen könnten und sollten, sondern aufgeschoben werden müßten, bis sie vielleicht noch schwieriger werden, wenn denn doch diese Kultureinheit mit dem Gesamtreich an sich wünschenswert ist.

Den deutschen Verfasser dieses zweifellos wohlgemeinten Aufsatzes hätte stutzig machen sollen, einmal der Beifall, den er bei Elementen fand, die notorisch nicht deutsche Interessen verfolgen, aber auch schon die französische Vorrede, mit der Henri Lichtenberger aus Paris seinen Artikel einführte. Mit Genugtuung konstatierte Lichtenberger, wie wenig die Germanisation nach Wittichs Zeugnis noch erreicht habe. Dankbar akzeptierte er die für die Mischkultur im Elsaß verlangte Toleranz. Aber hinsichtlich des Ziels, das doch auch Wittich in seiner Weise erreichen will und erhofft, nämlich der schließlichen völligen Verschmelzung des Elsasses mit Deutschland, sagt er fein und deutlich genug: Daß ein Deutscher das wünsche und hoffe, sei begreiflich; ihm stehe auch nicht an, mit einem Deutschen darüber zu diskutieren; aber er selbst wünscht und hofft das offenbar nicht. So dient man, ohne es zu wollen, nicht den eigenen, sondern fremden Interessen, und auch nicht denen des Elsasses.

Unter solchen Auspizien begann am 3. Februar die allgemeine Debatte über den reichsländischen Etat für 1909/10, die natürlich hier für uns nur insofern in Betracht kommt, als es sich um die elsässische Frage handelte.

Diese schnitt zuerst der (klerikale) Abgeordnete Hauß an. Er verlangt mehr Berücksichtigung der Elsässer bei Anstellung der Beamten, tritt ein für Doppelsprachigkeit und gemischte Kultur wegen der Vorteile, die sie dem Lande bringe, erklärt die Pangermanisten reif fürs Irrenhaus, kritisiert das Verbot der Theatervorstellung und interpelliert den Staatssekretär wegen des Interviews. Der Staatssekretär erwidert sofort: Er habe herzlich gelacht, als er bemerkte, welch ein Aufhebens man von seiner Unterhaltung mit einem Journalisten gemacht. Im übrigen habe er nichts anders ausgesprochen als das alte Programm der Autonomisten. Elsaß-Lothringen den guten Elsaß-Lothringern, d. h. denen, die «treu zu Kaiser und Reich» stehen, das sei sein Standpunkt. Von «Schlichen» habe er nicht gesprochen. «Anderseits» gibt es tatsächlich hier im Lande noch Strömungen, die nicht so offen zutage treten und die nicht immer so ehrlich sind, wie die Worte, die ich die Ehre habe, heute an Sie zu richten, Leute, wie der Staatssekretär später sagte, welche die Aussöhnung verhindern wollen, wenn auch versteckt (das ist, fügen wir hinzu, ja eigentlich der Kernpunkt der Frage, ob es solche Strömungen gibt, und wie man sich zu ihnen stellt). Das Theaterverbot sei nicht aus einer Feindschaft gegen französische Kultur und Sprache hervorgegangen, in welcher er ja selbst bis zu seinem 21. Jahre vorwiegend gebildet worden sei. Nur die einseitige Pflege der französischen Sprache durch die Revue alsacienne habe man nicht dulden können. Warum hat die Gesellschaft nicht auch die Aufführung deutscher Stücke in ihr Programm aufgenommen? «Das hätte alle Bedenklichkeiten beseitigt.» Und «wenn der Veranstalter mir gesagt hätte, daß der Ertrag jenen Unglücklichen in Italien zugewendet werden sollte, wäre das Verbot sofort rückgängig gemacht worden». Von einem «neuen Kurs» in Elsaß-Lothringen wisse er nichts; übrigens bestimme nicht er, sondern der Statthalter den Kurs.

Hierauf ergreift der Demokrat Blumenthal das Wort. In seiner «humoristischen» Weise hänselt und witzelt er über das Interview und dessen halbe Ableugnung, über den französischen

Firnis, der nicht bloß ein Firnis gewesen sei (was zum Teil richtig ist), über Pangermanen und Panfranzosen, über die Altdeutschen, die sich als «höhere Wesen» im Lande fühlten und durch ihr Auftreten abstoßend wirkten. Er verlangt mit Pathos Autonomie. Wir wollen Herren sein im eigenen Hause! Wenn irgend ein Volk, so ist das elsässische reif zur Selbstverwaltung. Ueberdies habe in 38 Jahren keine Auflehnung gegen die staatliche Autorität stattgefunden, und doch habe die Verfassungsfrage keinen Fortschritt gemacht.

Am Abend des 3. Februar waren die Abgeordneten beim Kaiserlichen Statthalter eingeladen. In seiner Ansprache betonte der Statthalter, wie er das Land liebe und mit Ernst bemüht sei, «für einen Ausbau unserer Verhältnisse im Sinne einer größeren Selbständigkeit des Landes einzutreten». Angesichts «der dabei beteiligten verschiedenen Faktoren» und der Schwierigkeit der Sache sei aber nur ein schrittweises Vorgehen möglich, und wenn man «alles oder nichts» verlange, so werde die Antwort noch für längere Zeit lauten «gar nichts». Im übrigen sei er ein Feind «jeder schematischen Gleichmacherei». «Das Deutsche Reich ist stark und groß genug, daß alle seine Stämme, sofern sie sich rückhaltslos als seine Glieder fühlen und bekennen (hier kehrt also der Colmarer Bedingungssatz wieder), ihre besondere Eigenart pflegen und entwickeln können, ohne daß sein festes Gefüge daran Schaden leidet.» Der Statthalter bedauert, daß «jüngst im Reichstage Worte gefallen sind, durch welche der Regierung Vertrauensmangel zu erkennen gegeben wurde».

Am Morgen des 4. Februar eröffnete der Abgeordnete Laugel, der Herausgeber der mehrgenannten Revue alsacienne illustrée, den Reigen. Diese Zeitschrift sei als ein «foyer des conspirateurs» hingestellt worden. «Ich glaube nicht, daß die Sache so gefährlich ist.» Sie will einfach elsässische Kunst pflegen und elsässische Angelegenheiten besprechen. Uebrigens arbeiten auch Altdeutsche mit, wie Wittich. Die «Elsässische Rundschau» steht auf dem Standpunkt, daß es unnötig ist, über den Zustand, den der Frankfurter Friede geschaffen, zu diskutieren. Dieser Zustand ist ohne unsere Mitwirkung geschaffen worden und kann im Lauf der Zeit — man kann nicht wissen, was vorkommen kann — auch ohne unsere Mitwirkung wieder abgeändert werden. Wir wollen das gleiche

Recht haben unter deutscher Herrschaft, wie es die Gebrüder Stöber unter französischer gehabt haben. Im übrigen, «was heißt Assimilation?» Wer ist imstande zu beurteilen, ob wir assimiliert sind oder nicht? Wir erfüllen unsere Bürgerpflichten. Auf die Autonomie als Belohnung für Hurrapatriotismus verzichten wir. — Da platzt Unterstaatssekretär Mandel heraus: «Daß der Vorredner nicht assimiliert ist, habe ich aus seinen Worten gemerkt.» Es ist nicht Sache der Politik und des Parlaments, Kulturprobleme zu erörtern; eher Sache der Kultur, die Politik vorzubereiten. Er vergleicht Elsaß-Lothringen mit einem Kind, das seiner deutschen Familie «in der französischen Pension» entfremdet worden, nun «erfreuliche Regungen der Selbständigkeit» zeigt, freilich noch etwas schnippisch sei und zu einer abgeklärten Lebensauffassung noch nicht durchgedrungen. Natürlich erregte dieses väterlich-kindliche Bild und wohl auch der ganze «Ton» «Widerspruch» bei den Landesvertretern. Glücklicher und zutreffender war, wenn Mandel (gegen Blumenthal) entschieden bestritt, daß an dem unfreundlichen Verhältnis zwischen Eingeborenen und Eingewanderten etwa die letzteren allein schuld seien. Gehetzt werde namentlich auch von der «elsässischen Emigration». Gewiß ist elsässischer Partikularismus im Deutschen Reich berechtigt, aber nur dann (wieder kommt der fatale Bedingungssatz, den viele so ungern hören), «wenn er einen deutschen Resonanzboden hat, wenn er sich anlehnt an die große Gemeinschaft, der wir im nationalen Sinn angehören».

In massivster und ungeniertester Weise tritt nun Abbé Wetterlé auf. Er nimmt Laugel gegen die «Verdächtigungen» des Unterstaatssekretärs in Schutz. «Wir verbitten uns, von Ihnen hier öffentlich auf unsere Gesinnung geeicht zu werden. Uebrigens sind Sie unser Gast, Herr Unterstaatssekretär, hier im Landesausschuß!» Und nun erfolgte ein verächtliches Spotten über die deutsche Kultur, unter der Wetterlé, wie es scheint, überhaupt nur die ihm unbequeme deutsche Tischzeit, Mensuren, Duelle und andere Abgeschmacktheiten versteht. Ueberhaupt ist es ihm zuwider, daß man immer wieder mit «deutsch» kommt, mit «deutsches Vaterland, deutsche Wissenschaft, deutsche Gründlichkeit, deutsche Treue, deutsche Tugend, deutsche Frauen;» ja man wird uns mit solchen Uebertreibungen den Himmel verleiden, wenn da oben auch noch die Engel und

die Heiligen rot-weiß-schwarz gekleidet sein sollen! Weiter konnte die herausfordernde Verächtlichmachung und die kecke Ablehnung des Deutschtums kaum getrieben werden. In dieser Weise fühlt sich ein Mann berufen und berechtigt, die deutsche Regierung und Verwaltung und das Deutschtum überhaupt zu behandeln und zu beurteilen und sich als den Normalelsässer aufzuspielen, der allerdings 1861 im Elsaß geboren ist, dessen Heimat aber von 1870—1889 Frankreich, Spanien, Oesterreich und Italien war, und der überhaupt erst seit 20 Jahren die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt. Das müssen wir uns «verbitten».

Ein Landesausschußmitglied fühlte sich denn doch bewogen, solchen Exklamationen entgegenzutreten, A. Wolf. Es gehe doch nicht an, deutsche Kultur und deutsches Wesen in dieser Weise im Landesausschuß lächerlich zu machen. Aus Wetterlés Aeußerungen dürften keine Folgen auf die Stimmung und die Verhältnisse im Lande gezogen werden. Es genüge auch nicht, sich auf den Boden des Frankfurter Friedens zu stellen; das verstehe sich von selbst, wenn man im Lande wohnt. Das Ziel sei, eine innere und äußere Angliederung an das Reich; und er hoffe, wenn es ihm auch manchmal schwer falle, daß «alle» Mitglieder des Landesausschusses das ehrlich wollen. Freilich müsse auch die Regierung der Bevölkerung und dem Landesausschuß mehr Vertrauen entgegenbringen und durch freiheitliche Konzessionen die deutschen Sympathien im Lande stärken.

Einen andern Ton schlug alsbald Dr. Ricklin an, der nicht geneigt ist, Wetterlé zu desavouieren, wenn er sich auch von dessen Gehässigkeiten frei hält. Er spricht von dem Theaterverbot, von dem «peinlichen» Eindruck des Interviews, von der Voreingenommenheit der Regierung gegen die französische Sprache, die die Regierung sofort ausrotten würde, wenn sie könnte. Die Behauptung des Staatssekretärs von dem Vorhandensein antideutscher Strömungen im Lande erklärt er kühn für Ammenmärchen und Räubergeschichten. Im übrigen wollen freilich die Elsässer bleiben, was sie sind. Sie wollen die elsaß-lothringische (!) Kultur, nicht die deutsche und nicht die französische. Welche deutsche Kultur sollten sie übrigens annehmen, die norddeutsche oder die süddeutsche!? Die französische Sprache pflege man nicht aus politischen, sondern

lediglich aus wirtschaftlichen Gründen. Sein im Reichstag gegen die Landesregierung ausgesprochenes Mißtrauensvotum halte er aufrecht nach der Colmarer Rede des Statthalters, die eine «Beleidigung» gegen die elsässische Bevölkerung enthalte. Die «Beamten» wollten die friedliche Annäherung nicht und seien die Feinde des Landes. Wolle die Regierung es mit einer «Regierung der starken Hand» versuchen, so würde sie sehen, wohin sie komme.

Da erklärt der Staatssekretär unter großer Spannung und Bewegung des Hauses: Die Rede des Abgeordneten Ricklin beweist, in dem Lande ist die Politik der starken Hand noch unbedingt notwendig! Ricklin hat im Reichstag ohne allen Grund die elsaß-lothringische Regierung verdächtigt und die Worte des Statthalters verdreht. Es sei eine Beleidigung, die Beamten als Feinde des Landes hinzustellen. Solche Reden trügen nicht zur Versöhnung bei etc. (Ricklin hat einige Tage nachher energisch sich gegen diese Zurechtweisung des Staatssekretärs verwahrt und alles aufrecht erhalten. Der Staatssekretär zog sich auf die Erklärung zurück: Wenn Ricklin gemäßigter gesprochen, hätte auch er eine mildere Tonart angeschlagen. Und Ricklin behielt das letzte Wort. Kein sehr siegreicher Ausgang; nicht, weil der Staatssekretär im Unrecht gewesen wäre, sondern weil ihm, der selber mit der deutschen Sprache noch ringt und mehr Temperament als Kaltblütigkeit besitzt, die sichere und geschickte Nuancierung der Worte nicht zu Gebote stand.)

In ruhig akademischer, leidenschaftsloser, fast elegischer Weise redete hierauf Abgeordneter Preiß von dem «latenten Antagonismus» zwischen den Elsässern und den Eingewanderten, der in dieser Debatte zu Tage getreten sei. Die Assimilation könne sich nur als ein «ruhiger Uebergangsprozeß» vollziehen, den man durch Sondierungen nur störe. Vorläufig sei von den Elsässern nichts zu fordern als die loyale Erfüllung ihrer staatlichen Pflichten. Das beste und einzige Rezept sei: Milde, Schonung und ruhiges Abwarten, wie Frankreich in musterhafter Weise diese Grundsätze gegenüber dem Elsaß angewandt habe. Man habe sogar bis 1870 die deutsche Predigt auf dem Lande erlaubt! — Mit welchen naiven Argumenten wird doch hier operiert! Wie sollte denn anders gepredigt werden, da doch nicht der zehnte Teil der Bevölkerung eine französische

Predigt verstand und noch lange nicht die Hälfte der Pfarrer französisch hätten predigen können. Aber abgesehen davon ist auch sonst von den Franzosen dieses ruhige, stille, schonungsvolle Zuwarten durchaus nicht immer, namentlich in den 50er und 60er Jahren nicht geübt worden. Auch die Elsässer selbst waren damals durchaus nicht immer mit der Behandlung ihrer Eigenart zufrieden. Und schließlich bleibt der fundamentale Unterschied, so hartnäckig man ihn auch von einer gewissen Seite übersieht und verschweigt, daß Frankreich es mit einem von Haus aus fremdsprachigen Volk im Elsaß zu tun hatte, Deutschland aber gerade nicht. Deshalb schon hinken alle Vergleiche französischer und deutscher Sprachen-, Regierungs- und Verwaltungspraxis, weil die Voraussetzungen ganz verschieden sind.

So hat man im Februar 1909 im elsaß-lothringischen Landesausschuß über die elsässische Frage verhandelt. Gewiß ist der zum Teil herausfordernde Ton dieser Verhandlungen mitbedingt gewesen durch unsere internationale Lage. Deutschland steht im Rat der Völker ohne Zweifel weniger gefürchtet und angesehen da als vor etlichen Jahren. Rein theoretisch betrachtet ist das Risiko einer Deutschland gefährlichen europäischen Konstellation und Koalition uns näher gerückt. Und es ist psychologisch begreiflich, daß alle diejenigen, denen es um eine definitive Verschmelzung mit Deutschland nicht zu tun ist, wenn auch unbewußt, sich dadurch in ihrem Partikularismus und ihrer Zurückhaltung bestärken lassen.

Im übrigen sind solche Demonstrationen deshalb ziemlich wohlfeil, weil die Redner absolut nichts riskieren als sich auf billige Weise in weiten Kreisen populär zu machen. Daß mans der Regierung einmal «sagt», erweckt ja, und nicht nur im Elsaß, immer noch leicht den Schein besonderer Mannhaftigkeit und findet leicht den Beifall unzufriedener und mißgestimmter Elemente, die die sachliche Berechtigung der Opposition zu prüfen nicht in der Lage sind.

Das im Elsaß viel gebrauchte Schlagwort A u t o n o m i e macht begreiflicherweise auf die Masse immer einen Eindruck; wer will nicht gern autonom und selbständig sein? Um so besser läßt sich mit diesem Schlagwort operieren, wenn es so vieldeutig gehandhabt wird, daß jeder sich darunter vorstellen kann, was er gern wünscht, von der Autonomie «treu zu

Kaiser und Reich», vom loyalen deutschen Bundesstaat à la Baden bis zu einer Art neutraler und selbständiger halbfranzösischer Republik, in welcher je nachdem Demokraten oder Klerikale regieren. Selbst der Abgeordnete Höffel mußte konstatieren, daß man sich eigentlich noch nicht klar und einig sei, was man mit der neuen Verfassung wolle. Wie dehnbar der Begriff Autonomie ist, beweist z. B. die Tatsache, daß in derselben Zeit, wo man sie energisch im Landesausschuß von der deutschen Regierung forderte als ein gutes Recht, das Journal d'Alsace-Lorraine (vom 22. 1. 09) ohne Kommentar und Vorbehalt die Zuschrift eines in Paris wohnenden ehemaligen elsässischen Deputierten veröffentlichte, der den Uebergang vom Protest zur Autonomie also erklärt: «Les Alsaciens-Lorrains ont cessé de protester, parce que leurs intérêts matériels en souffraient trop. Mais ils n'ont jamais oublié leur origine, et s'ils ne cessent de réclamer leur a u t o n o m i e, c'est parce que, moins que jamais, ils ne sauraient se résoudre à être Allemands.» Merkwürdig ist auch, daß die Elsässer als natürliches Recht und unentbehrliches Lebenselement eine Autonomie verlangen, wie sie dieselbe gerade in Frankreich nicht hatten und nie hätten haben können. Die deutsche bundesstaatliche Verfassung macht solch ein Verlangen überhaupt erst möglich und kommt insofern dem elsässischen Partikularismus entgegen, ja gibt ihm einen Schein des Rechts. Die Autonomie nun, wie es manchmal geschehen, gleichsam als Lohn für politische und nationale Bravheit in Aussicht stellen und ihre Verweigerung als Zuchtmittel in Anspruch nehmen, hat ohne Zweifel etwas Schulmeisterlich-Vormundschaftliches, das fast mit Notwendigkeit verstimmend oder aufreizend wirkt. Offen sollte man statt dessen erklären: Es handelt sich nicht um Lohn oder Strafe, sondern um die einfache Tatsache, daß das deutsche Reich und die deutschen Bundesstaaten Elsaß-Lothringen die volle Selbstbestimmung im Rahmen der Reichsverfassung nur geben k ö n n e n unter der s e l b s t v e r s t ä n d l i c h e n V o r a u s s e t z u n g einer politischen, nationalen und kulturellen Entwicklung, die weder den Interessen des Reiches hier in seiner Grenzmark, noch den wohlverstandenen Interessen des Landes selbst zuwiderläuft. Welches dieses wohlverstandene Interesse des Landes ist, darüber ist man freilich zur Zeit in

und außer dem Lande noch nicht einig. So lange man aber nicht einig ist, wird das Reich die gesetzlichen Machtmittel, die der jetzige Zustand ihm gewährt, nicht ohne weiteres aus der Hand geben. Staatsrechtliche Fragen sind immer und überall, und das ist auch in Frankreich nicht anders, zugleich Machtfragen.

Ein interessantes Nachspiel erfuhr die allgemeine Debatte im Landesausschuß noch am 10. März 1909. Genau ein Jahr nach der vorjährigen Resolution (vgl. oben S. 30) wiederholte Abgeordneter Kübler seine Forderung der Einführung des französischen Unterrichts in allen Volksschulen des Landes. Wieder war es allein der Abgeordnete A. Wolf, der, unterstützt von seinem Bruder G. Wolf, sich auf den einzig vernünftigen Standpunkt stellte, daß diese Forderung ebenso unnötig wie unmöglich sei; die Gelegenheit zur Aneignung des Französischen für solche Schüler, die es wirklich brauchten, sei in den höheren Schulen, den Mittel- und Fortbildungsschulen hinreichend gegeben. Der leidenschaftliche Widerspruch gegen seine Ausführungen steigerte sich zu einer Art Wutgeheul, als der Redner anzudeuten wagte, daß gewisse üble Folgen der Zweisprachigkeit sich bei den Rednern des Landesausschusses selbst zeigten. Der Präsident des Oberschulrats konnte nur erklären, daß die Regierung auf ihrem ablehnenden Standpunkt verharren müsse, und der Staatssekretär mußte auch für seine Person das bestätigen. Gleichwohl wurde die Resolution wie im Vorjahr nahezu einstimmig wieder erneuert. Wo würden wir hingeraten, wenn diese Landesvertretung, die weder den Willen noch die Fähigkeit bewiesen hat, eine solche Frage rein sachlich zu behandeln, in Schul- und Bildungsangelegenheiten autonom wäre?

Die obligatorische Einführung des Französischen in unsere Volksschule, sei es nun in alle Schulen, sei es in diejenigen, für welche die betreffenden Gemeinderäte ein «Bedürfnis» anerkennen, würde bedeuten ein Abweichen von den erprobten Wegen deutscher Volksschulbildung, eine unnötige Belastung vieler Lehrer und Schüler, eine Verwirrung und Erschwerung der Arbeit der Volksschule, welche wahrlich Aufgaben genug hat, alles das um den Preis einiger sehr mangelhafter und zweifelhafter französischer Sprachkenntnisse und nur zu dem Zweck und mit dem Erfolg, daß einige Fabrikanten und Kauf-

leute, die partout in ihren Bureaux und Geschäften das Französische bevorzugen, leichter ihre Schreiber und Handlanger finden, und daß noch mehr junge Leute vom Lande sich in die Städte und nach Frankreich drängen, um dort mit ihren paar Brocken Französisch als Köche und Köchinnen, als Kammerdiener und Zimmermädchen ihr Glück zu versuchen, und so der notwendigen und reichlich vorhandenen Arbeit im Lande und auf dem Lande entzogen werden, denn die Land- und Landeskinder, die etwas Französisch aufgeschnappt haben, werden ihrer «Bildung» entsprechend fürs Land und die Heimat sich leicht zu gut dünken. Unverständige Eltern werden das Ihre dazu tun. Wir schließen mit den Worten eines Elsässers (W. Kapp, im Els. Ev. Sonntagsblatt): «Wir bekämen auf diese Weise nur ein barbarisches Französisch neben ein ganz unentwickeltes Deutsch. Auf keinem Gebiet dann im Elsaß mehr etwas Ganzes; alles halb, alles oberflächlich. Die Einführung des Französischen in die Volksschule bedeutete die organisierte Verwüstung der Bildung unseres Volkes. Wenn irgendwann, so gilt hier das Wort: Der Staat möge zusehen, daß das Volk keinen Schaden leidet.»

---

# BEITRÄGE ZUR LANDES- UND VOLKESKUNDE von Elsass-Lothringen.

## Band I.

1. **Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen** von Const. This. 34 S. mit 1 Karte (1 : 300.000). (Vergriffen.) 1 50
2. **Ein andechtig geistliche Badenfahrt des hochgelehrten Herren Thomas Murner.** 66 S. Neudruck mit Erläutergn., insbesondere über das altdeutsche Badewesen v. Prof. Dr. E. Martin. Mit 6 Zinkätzungen nach dem Original. 2 —
3. **Die Alamannenschlacht vor Strassburg 357 n. Chr.** von Archivdirektor Dr. W. Wiegand. 46 S. mit einer Karte und einer Wegskizze. 1 —
4. **Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Strassburg.** Ein urkundlicher Kommentar zu Goethes Dichtung und Wahrheit mit einem Porträt Aramintas in farbigem Lichtdruck und ihrem Faksimile aus dem Lenz-Stammbuch von Dr. Joh. Froitzheim. 96 S. 2 50
5. **Die deutsch-französische Sprachgrenze im Elsass** von Dr. Const. This. 48 S. mit Tabelle, Karte und acht Zinkätzungen. 1 50

## Band II.

6. **Strassburg im französischen Kriege 1552** von Dr. A. Hollaender. 68 S. 1 50
7. **Zu Strassburgs Sturm- und Drangperiode 1770 bis 76.** Von Dr. Joh. Froitzheim. 88 S. 2 —
8. **Geschichte des heiligen Forstes bei Hagenau im Elsass.** Nach den Quellen bearbeitet von C. E. Ney, Kais. Oberförster. I. Teil von 1065–1648. 114 S. 2 —
9. **Rechts- und Wirtschafts-Verfassung des Abteigebietes Maursmünster während des Mittelalters** von Dr. Aug. Hertzog. 115 S. 2 —
10. **Goethe und Heinrich Leopold Wagner.** Ein Wort der Kritik an unsere Goetheforscher von Dr. Joh. Froitzheim. 68 S. 1 50

## Band III.

11. **Die Armagnaken im Elsass.** Von Dr. H. Witte. 158 S. 2 50
12. **Geschichte des heiligen Forstes bei Hagenau im Elsass.** Nach den Quellen bearbeitet von C. E. Ney, Kais. Oberförster. II. Teil von 1648—1791. 158 S. 2 50
13. **General Kleber.** Ein Lebensbild von Friedrich Teicher, Königl. bayr. Hauptmann. 48 S. 1 20
14. **Das staatsrechtliche Verhältnis des Herzogtums Lothringen zum Deutschen Reiche seit dem Jahre 1542** von Dr. Siegfried Fitte. Mit 1 Karte. 103 S. 2 50
15. **Deutsche und Keltoromanen in Lothringen nach der Völkerwanderung.** Die Entstehung des deutschen Sprachgebietes von Dr. Hans N. Witte. Mit 1 Karte. 100 S. 2 50

## Band IV.

16. **Der letzte Puller von Hohenburg.** Ein Beitrag zur politischen und Sittengeschichte des Elsasses und der Schweiz im 15. Jahrhundert, sowie zur Genealogie des Geschlechts der Püller von Dr. H. Witte. IV u. 143 S. 2 50
17. **Eine Strassburger Legende.** Ein Beitrag zu den Beziehungen Strassburgs zu Frankreich im 16. Jahrhundert von Dr. A. Hollaender. 30 S. 1 —
18. **Der lateinische Dichter Johannes Fabricius Montanus** (aus Bergheim im Elsass) 1527—1566. Selbstbiographie in Prosa und Versen nebst einigen Gedichten von ihm, verdeutscht von Theodor Vulpinus. 29 S. — 80
19. **Forstgeschichtliche Skizzen** aus den Staats- und Gemeindewaldungen von Rappoltsweiler und Reichenweier. Aus der Zeit vom Ausgange des Mittelalters bis zu Anfang des XIX. Jahrhunderts von Dr. Aug. Kahl, Kaiserl. Oberförster. Mit Uebersichtskarte. IV u. 77 S. 2 —
20. **Die Festung Bitsch** von Hermann Irle. Dritte vermehrte Auflage mit einem Anhange enthaltend die Umgebung von Bitsch. Mit 2 Ansichten und Plan von Bitsch, nebst Karte der Umgegend. 52 S. 1 50